This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Weise-Polle

Wie denkt das Volk über die Sprache?

Dritte Auflage

Leipzig — B. G. Teubner — Berlin

430
P773
Ed.3

3

:utſche Schulausgaben,

ner n von Dir. Dr. H. Gaudig und Dr. G. Frick.

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Schiller, Wallenstein I/II	kart. Mk. —.80, geb. Mk. 1.20.
Schiller, Wilhelm Tell	kart. Mk. —.40, geb. Mk. —.65.
Goethes Gedichte in Auswahl	kart. Mk. —.50, geb. Mk. —.75.
Lessing	kart. Mk. —.35, geb. Mk. —.60.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Drei Bücher für die Jugend von Dr. K. Kraepelin:

(Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim.)

Naturstudien im Hause.

Plaudereien in der Dämmerstunde. 2. Aufl. In Lwd. geb. n. ℳ 3.20.

„Es ist eine Perle unter den Jugendschriften belehrenden Inhalts geworden und sollte in keiner Jugendbibliothek fehlen. Wir wünschen den Plaudereien des Dr. Erhardt mit seinen fröhlichen Jungen die weiteste Verbreitung, zumal sie sich auch äußerlich in einem so schmucken Gewande präsentieren." (Hamburger Korrespondent, 10. September 1901.)

Naturstudien im Garten.

Plaudereien am Sonntag Nachmittag. In Lwd. geb. n. ℳ 3.60.

„Möchte dieses wertvolle und gut ausgestattete Buch doch recht allgemein zur Belehrung der Jugend in Schule und Haus zur Verwendung kommen und auch eine recht große Zahl Erwachsener aus ihm noch zu lernen suchen; es würde den Betreffenden nur zum Segen gereichen. Selten haben wir über die interessantesten Naturvorgänge und tierischen wie pflanzlichen Lebewesen, wie sie im Freien, speziell im Garten, uns entgegentreten, in so anschaulicher, ansprechender und kenntnisreicher Weise plaudern hören dürfen, als es der Verfasser dieses Werkes versteht. . . . Reizende Zeichnungen tragen viel zur besseren Veranschaulichung des Buches bei, und würde dasselbe ein prächtiges Weihnachtsgeschenk abgeben."

(Leipziger Zeitung 1900, Nr. 285.)

Naturstudien in Wald und Feld.

Spaziergangs-Plaudereien. In Lwd. geb. n. ℳ 3.60.

„. . . Alles in allem teilt das neue Buch in vollem Maße die Vorzüge der alten, wie diese kann es als ein Meisterwerk der belehrenden Jugendliteratur bezeichnet werden. Eltern, die Zeit genug finden, ein Kapitel des Buches zu lesen, werden zugleich lernen, in welcher Weise man mit Kindern über die Gegenstände und Erscheinungen der Natur spricht, weswegen wir recht sehr wünschen, es möge das Buch nicht nur von der Jugend, sondern auch von den Erwachsenen mit aller Aufmerksamkeit gelesen werden." (Schule und Haus 1902, Nr. 1.)

Streifzüge durch Wald und Flur.

Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern. Für Haus und Schule bearbeitet von Professor **Bernhard Landsberg. Dritte Auflage.** Mit 84 Illustrationen nach Originalzeichnungen von Frau H. Landsberg. 1902. In Original-Leinwandband n. ℳ 5.—

„Jeder Zeile des Buches merkt man es an, daß der Verfasser beseelt ist von einer glühenden Liebe zur Natur und daß er sich selbst mit vollster Hingabe der Beobachtung des pflanzlichen und tierischen Lebens widmet. Daß ein Unterricht in der Naturbeschreibung, wenn er im Sinne der „Streifzüge" von einem für seine Aufgabe begeisterten Lehrer erteilt wird, ganz außerordentlich fruchtbringend sein muß, darf wohl als selbstverständlich hingestellt werden."

(Pädagogisches Archiv 1895, Heft 9.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Deutsche Götter- und Heldensagen.

Von Dr. Adolf Lange,

Direktor des Gymnasiums und der Realschule zu Höchst a. Main.

Nach den besten Quellen für Haus und Schule dargestellt.

Mit zwölf Originallithographien von Robert Engels.

Zweite, verbesserte Auflage. [XII u. 403 S.] gr. 8. In Leinw. geb. 6 Mk.

In 3 Abteilungen geb. je Mk. 2.40.

Die altehrwürdigen Sagen, die in grauer Vorzeit der Geist des deutschen Volkes sich von seinen Göttern und Helden geschaffen hat, und die als treuester Ausdruck seines Wesens noch heute jedes echte deutsche Herz anmuten müssen, wollen Adolf Langes deutschen Götter- und Heldensagen neue Freunde unter der deutschen Jugend gewinnen, wie sie ihnen schon Tausende gewonnen haben. In neuer Gestalt, ausgestattet mit 12 prächtigen mehrfarbig lithographierten Tafeln des rühmlichst bekannten Künstlers Robert Engels, tritt das Buch von neuem vor seine Leser. Geheimnisvoll, wie das Rauschen der deutschen Urwälder, klingen die Mären von den alten deutschen Göttern, von Ziu und Wodan, von Donar und Baldur, von Freya, Holda und Nerthus. Und mächtig und ergreifend klingt die Sage von den großen Taten und ergreifenden Schicksalen unserer Helden. Es ist eine Fülle von reich belebten Bildern, von wechselnden Handlungen, von Freud und Leid. Hier Gestalten, die in ihrer strahlenden Heldengröße oder auch in ihrer furchtbaren Wildheit weit über menschliches Maß hinausragen, dort Erscheinungen von der holdesten Lieblichkeit und Anmut, finstrer Trotz neben zartester Empfindung, unerschütterliche Treue neben schnödem Verrat! Stoffe und Darstellung sind gleich geeignet, die Jugend zu gewinnen und zu begeistern.

Deutsche Heldensagen.

Dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt

von Karl Heinr. Reck.

Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von Dr. Bruno Gusse.

1. Band. 1. Teil: Gudrun. 2. Teil: Nibelungen.

Mit 7 Originallithographien von Robert Engels.

[VIII u. 306 S.] 8. In Leinw. geb. 3 Mk.

In seiner Heldensage hat das deutsche Volk des Mittelalters sein Denken und Fühlen, sein Lieben und sein Hassen am klarsten ausgeprägt, in ihr offenbart sich der Geist deutscher Vorzeit noch heute am echtesten. Darum darf die deutsche Jugend nie vergessen, wie Siegfried mit dem Drachen stritt, wie die Königinnen miteinander haderten, wie der finstere Hagen am Lindbrunnen den arglosen Helden erschlug, und wie die furchtbare Kriemhild den Mord des Gatten an den Nibelungen rächte. Stets soll sie die Erinnerung an Gudruns ausharrende Treue, an die listenreiche Verschlagenheit des schmiedekundigen Wieland, an die kühnen Taten Dietrichs von Bern und seiner Gesellen: des großen Hildebrand, des starken Wittich und des grimmen Heime bewahren! Dazu will dies Buch zu seinem Teile mit helfen. Es bietet reine deutsche Sage, wie sie vor Jahrhunderten der Burgpfaff oder wer sonst des Lesens kundig war, auf dem Herrenschlosse vorlas, die langen Wintertage zu kürzen, oder wie sie der fahrende Spielmann unter der grünen Linde den lauschenden Dorfbewohnern vortrug.

Auch die prächtige Ausstattung wird hoffentlich dazu beitragen, dem Buche viele Freunde zu gewinnen, die Lithographien, mit denen Robert Engels es geschmückt hat, verdienen es, und je länger er auf sie schaut, desto schwerer wird es dem aufmerksamen Betrachter werden, sich von ihrer eindrucksvollen Größe loszureißen.

Schriften von Professor Dr. O. Weise

aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig.

Praktische Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze. Von Prof. Dr. O. Weise. Siebente, völlig umgearbeitete Auflage der „Praktischen Anleitung" von E. Cholevius. 8. kart. ℳ 1.60.

Die Anleitung, in erster Linie für die Hände des Schülers bestimmt, belehrt ihn über die verschiedenen Aufsatzarten, die Form des Themas, die Gliederung des Stoffes und dessen stilistische Abrundung, sie gibt ihm Aufschluß über die gebräuchlichste Gestalt der Einleitungen, Schlüsse und Übergänge, unterweist ihn, wie und was er lesen soll. Überall sind die vorgetragenen Regeln durch Beispiele veranschaulicht. Aber auch dem Lehrer wird sich das Buch als ein brauchbares Hilfsmittel erweisen; denn es ist nach den zurzeit anerkannten Grundsätzen entworfen sowie handlich und übersichtlich geschrieben.

Ästhetik der deutschen Sprache. Von Professor Dr. Oskar Weise. gr. 8. In Leinwand gebunden ℳ 2.80.

„Daß ich es nur gleich mit einem Worte sage: ich kenne kein Buch über die deutsche Sprache, das mir so gefallen hätte, als diese neueste Gabe des bereits durch die trefflichen Werke um unsere herrliche Muttersprache hochverdienten Verfassers; ich kenne kein Buch, das in so geschickter Weise dem Bedürfnis nach rechtem Verständnis und feinsinniger Würdigung unseres edelsten Gutes entgegenkäme und so geeignet wäre, jedem, wer es auch sei, herzliche Lust an diesem Gute und warme Liebe zu ihm zu erwecken." (Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. 1903. Heft 6.)

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Professor Dr. O. Weise. 5. verb. Auflage. gr. 8. In Leinwand gebunden ℳ 2.60

„Das köstliche Buch wird sich in der deutschen Lehrerwelt mit jedem Jahre mehr einbürgern, bis dereinst auch der „abgelegenste" Amtsbruder „von der Etsch bis an den Belt" aus diesem wunderfrischen Quell für seinen Deutschunterricht unverlierbaren Gewinn geschöpft haben wird." (Sächsische Schulzeitung. 1902. Nr. 34.)

Deutsche Sprach- und Stillehre. Von Professor Dr. O. Weise. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. In Leinw. gebunden ℳ 2.—

„Eine ganz vortreffliche Sprach- und Stillehre hat Professor Dr. O. Weise geliefert: eine Sprachlehre, die das Leben der Sprache und die geschichtliche Entwicklung fortwährend berücksichtigt, und, was man wenigen derartigen Büchern nachrühmen kann, ein angenehm lesbares Buch. Dabei arbeitet der Verfasser nicht mit einem schwerfälligen gelehrten Rüstzeug, sondern weist an einzelnen isolierten Sprachformen der Gegenwart den Werdegang der Sprache, die heute geltende Sprechweise nach; er bringt ganz interessante Belege, wie sich selbst seit Schiller und Goethe die Sprache verändert, gewandelt hat." (Allgemeines Literaturblatt. XII. Jahrg. Nr. 5.)

Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. Von Prof. Dr. O. Weise. Geb. ℳ 1.40.

„. . . . . ein Buch, dem man viele vernünftige Benutzer wünschen muß. . . . . eine bescheidene Sammlung, wie die vorliegende, die durch bedeutenden Inhalt anzieht und durch kurze Hindeutungen auf das Wesentliche der darstellenden Kunst den Leser einlädt, über die Form des Gelesenen nachzudenken, ist uns erwünscht." (Das literarische Echo. Nr. 7. VI. Jahrg.)

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise. 2. Auflage. 8. Mit 26 Abbildungen. Geh. ℳ 1.—, geschmackv. geb. ℳ 1.25.

„Das warm und verständnisvoll, frisch und anziehend geschriebene Buch ist dazu angetan, Liebe und Verständnis für die mannigfach geprägte deutsche Eigenart, vaterländischen Sinn und Freude an allem, was deutsch heißt, zu wecken und zu pflegen. Die reichliche Beigabe sauber ausgeführter Abbildungen von Landschaften, Städten, Bauwerken u. dgl. erhöht seinen Reiz. (Kehrs Pädag. Bl., 1901, Heft 2.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Für jung und alt ausgewählt von Oscar Dähnhardt.

Mit Buchschmuck von Robert Engels. geh. je ℳ 2.—, geb. je ℳ 2.60.

I. Aus Marsch und Heide. Niederdeutsche Gedichte und Erzählungen.
II. Aus Rebenflur und Waldesgrund. Mitteldeutsche Gedichte und Erzählungen.
III. Aus Hochland und Schneegebirg. Oberdeutsche Gedichte und Erzählungen.

„Eine liebenswürdige Gabe für alt und jung! Wir haben da eine Auswahl deutscher Dialektdichtungen vor uns, die es verdient, den Einlaß in recht viele deutsche Heimwesen zu finden als ein rechter, gemütvoller Hausschatz, die aber auch, ganz im Sinne des Herausgebers, gelegentlich im deutschen Unterrichte das Herz einer wackeren Klasse erfreuen darf. Das Buch stellt eine inhaltlich charakteristische Zusammenstellung dar, die in sich ein gutes Stück Volkskunde umschließt, eine solche, die der Knabe mit Freuden ins Herz schließt und aus welcher der Erwachsene sein Vaterland verstehen lernt. . . . . Der bewährte Verlag hat für ein schönes Gewand des Buches eifrig Sorge getragen." („Gymnasium". Jahrgang XIX, 1901, Nr. 24.)

„Ein liebenswürdiges Buch, das nicht bloß ergötzen will, sondern auch dabei einen anderen hochedeln Zweck verfolgt. . . . . Das sind wichtige Rücksichten, die uns auf die mundartliche Dichtung noch viel sorgsamer zu achten lehren sollten." (Schulbl. 1901, Heft 11/12.)

„Aus dieser Beobachtung heraus ist die Sammlung entstanden mit dem Wunsche, sie in gleicher Weise in der Schule zu verwenden, nicht den Kopf nur zu füllen, sondern auch das Herz zu erfreuen und auch dem Humor sein Recht finden zu lassen. Wir zweifeln nicht, daß das Werk diesem Zwecke in bester Weise dienen wird. Vor allem sei es zur Anschaffung für Volks- und Jugendbibliotheken empfohlen." (Deutsche Schulzeitung Nr. 45, 1901.)

Gottfried Keller. Von Prof. Dr. Albert Köster.

Sieben Vorlesungen. Mit einer Reproduktion der Radierung Gottfried Kellers von Stauffer-Bern in Heliogravüre. Geschmackvoll geb. ℳ 3.—

„. . . Und er wollte den Dichter nicht sowohl analysieren und kritisieren, sondern schlicht erzählen, wie Keller geworden ist und warum er so und nicht anders hat werden müssen. Das hat er auf engstem Raum meisterhaft getan. Die Meisterschaft liegt aber nicht bloß in der so schweren Beschränkung auf das Wesentliche und in der aus inniger Vertrautheit mit Kellers Werken erworbenen Ruhe und Abgeklärtheit des Urteils, sondern auch in einer künstlerischen Eigenschaft des Buches. Es wirkt, wie Kunstwerke wirken, am meisten durch den Gesamteindruck; in diesem liegt das Gefühl von einer Wesensverwandtschaft des Dichters mit seinem Biographen. Auch äußerlich paßt das Buch zu G. Keller, durch seinen soliden Einband, seinen schönen Druck und seine Billigkeit, die in Anbetracht der beigegebenen Radierung von Stauffer (in Heliogravüre) auffällt." (O. v. Greyerz i. d. Deutschen Literaturzeitung 1900.)

„Leben und Dichten wird hier zu höherer Einheit, die recht erst das innere Gemüts- und Geisteswesen des Dichters erleuchtet, in ein Bild verschmolzen, das sich uns dann mit eindringlicher Wahrheit und Klarheit fest in Sinn und Seele prägt." (Westermanns Monatshefte. März 1900.)

„Über das hübsche billige Buch dürfen wir in Kürze sagen, daß es in sehr fesselnder Weise ein schönes, liebevoll und kenntnisreich gezeichnetes Bild des großen Züricher Dichters bietet." (Preuß. Jahrb.)

Handbuch zur Einführung in die deutsche Literatur. Von C. Hentschel, G. Hey und O. Lyon.

Mit Proben aus Poesie und Prosa. 2. Aufl. Geh. ℳ 3.60; eleg. geb. ℳ 4.60.

„Die Textbehandlung verdient vollen Beifall. Treffend ist die übersichtliche Darstellung der deutschen Literaturentwicklung. Sie beweist, daß die Herausgeber den gewaltigen Stoff mehr als einmal durchmessen und den Faden der Entwicklung fest im Auge behalten haben. Außer dem bündigen Überblick über die besten Dichter bringen die Herausgeber das Nötigste über einzelne hervorragende. Auch das haben wir mit Vergnügen gelesen. Zum Schlusse sei endlich der Anmerkungen über Metrik und Poetik gedacht, die dem Buche zur Zierde gereichen und es neben den Erklärungen zu den einzelnen Dichtungen höchst brauchbar machen. Wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung, die es sich auch ohne unsere Empfehlung schaffen wird." (Neuere Sprachen.)

Wie denkt das Volk über die Sprache?

Plaudereien über die Eigenart
der Ausdrucks- und Anschauungsweise des Volkes

von

Professor Dr. Friedrich Polle.

Dritte, verbesserte Auflage

von

Professor Dr. Oskar Weise.

Stanford Library

1904

Leipzig und Berlin

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

F.

STANFORD LIBRARY

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Für die folgenden Blätter wünsche ich mir Leser aus allen Kreisen der Gebildeten. Besonders freuen würde es mich, wenn auch die Frauen an ihrer Durchsicht Gefallen fänden. Ich bin deshalb bemüht gewesen, allgemein verständlich zu schreiben. Doch will ich nichts weiter bieten als leichthin geordnete Beiträge zur Völkerpsychologie, und Beiträge bestehen eben darin, daß einer beiträgt, was er gerade beizutragen hat, und was er nicht beiträgt, anderen beizutragen überläßt.

F. Polle.

Vorwort zur dritten Auflage.

Obwohl mir der Titel des vorliegenden Buches nicht richtig gewählt zu sein scheint, so habe ich ihn doch aus Pietät gegen den heimgegangenen Verfasser beibehalten. Nur der Untertitel ist geändert entsprechend den weiteren Grenzen, die der neuen Auflage gesteckt sind. Den Stoff habe ich teils vermehrt, teils beschränkt, jenes insofern, als ich die Äußerungen des Sprachlebens, wie es sich in den Mundarten und in der Umgangssprache kundgibt, in größerem Umfange herangezogen, dieses besonders insofern, als ich mit Rücksicht auf einen ausgedehnteren Leserkreis die Belege aus der griechischen und römischen Literatur stark beschnitten und den Ballast der vielen Zitate vermindert habe. So gebe ich mich denn der Hoffnung hin, daß die dritte Auflage ebensoviele Freunde als ihre beiden Vorgängerinnen gewinnen werde.

Eisenberg S.-A., im Sommer 1904.

O. Weise.

Inhaltsübersicht.

Seite

1. Volk und Sprache 1
Das Volk spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Fremdwörter modelt es oft um oder bringt sie mit deutschen Wörtern in Zusammenhang. Ansichten des Volkes über das Latein und die Lateinkundigen.

2. Verwandtschaft zwischen Laut und Begriff 8
Nachahmung von Geräuschen durch den sprachlichen Ausdruck. Onomatopoetische Wiedergabe von Bewegungserscheinungen. Lautmalerei durch Reduplikation und Alliteration.

3. Wahl und Bedeutung der Namen 14
Die Namen der alten Deutschen hallen von Kampf und Sieg wider. Die Grundsätze der Namengebung in neuerer Zeit (literarische, ethische, ästhetische u. a. Einflüsse). Namen von Tieren und leblosen Gegenständen, wie Schiffen, Häusern, Schwertern usw. Benennen können heißt erkannt haben. Zauberwörter.

4. Geschichte und Gebrauchsweise der Personennamen . 31
Ursprünglich begnügten sich die Deutschen mit einem Namen, Doppelnamen beginnen im 11. Jahrhundert, drei Namen im 16. Jahrhundert. Personennamen vom Gewerbe, der Heimat, Körperbeschaffenheit usw. Hausname und Schreibname. Umänderungen, besonders Übersetzungen deutscher Namen.

5. Die Zahl im Volksmunde 45
Vorliebe des Volkes für die runden (10, 100, 1000) und die ungeraden Zahlen von 1 bis 15. Belege dafür aus Sprichwörtern und Redensarten, Kinderreimen und Volksliedern.

6. Geschwundenes Sprachbewußtsein 50
Die Bedeutungsentwickelung zeigt uns an vielen Beispielen, wie stark sich der ursprüngliche Sinn eines Wortes verwischen kann. Dies läßt sich bei zusammengesetzten Ausdrücken (Stahlfeder), bei Zusammenrückungen von Adjektiv und Substantiv (alter Junggeselle) und bei einfachen Wörtern (Gulden) deutschen oder fremden Ursprungs beobachten.

Seite

7. Kulturgeschichtliche Niederschläge in der Sprache . 61
Eine wie große Menge von Belehrung über die Geschichte der Kultur unseres Volkes aus der Sprache geschöpft werden kann, läßt sich unter anderem auf drei Gebieten beobachten: dem religiösen (katholische Kirche), dem politischen (Dreißigjähriger Krieg) und dem der Kunstfertigkeit (Fechtkunst).

8. Anschaulichkeit der Volkssprache 69
Geistige Eigenschaften und seelische Vorgänge werden durch die äußeren Begleiterscheinungen ausgedrückt (z. B. aufgeblasen). Sprachliche Hyperbeln (z. B. ich möchte gleich aus der Haut fahren). Vergleiche (z. B. er ist geputzt wie ein Pfingstochse). Personifikationen (z. B. Lügen haben kurze Beine). Mittel der Steigerung des Ausdrucks (z. B. Kontrast). Volksetymologie.

9. Der Wortschatz der Mundart 86
Örtliche Verschiedenheit in der Bezeichnung gewisser Gegenstände (z. B. Schmetterling). Reichtum an Ausdrücken für das Trinken, Schlagen (besonders Ohrfeigen), für Schimpfwörter, aber auch für syntaktische Erscheinungen (Verneinung, Aufforderung).

10. Lebendigkeit der Darstellung 95
Bevorzugung der direkten Rede vor der indirekten, der Beiordnung vor der Unterordnung. Frage und Ausruf. Infinitiv und Partizip im Sinne eines Imperativs. Erzählendes Präsens. Wortstellung. Bindewörter und Ausrufewörter. Beteuerungsformeln. Modulation der Stimme.

11. Bequemlichkeit 100
Zusammenziehung und Verkürzung von Orts- und Personennamen. Sparung von Wortteilen oder Wörtern auf anderen Gebieten (z. B. Klops für Klopffleisch, ein Schoppen neuer). Unterdrückung des Hauptsatzes (daß du hier bleibst!) oder des Nebensatzes (er wäre für mich durchs Feuer gegangen). Gebrauch eines allgemeinen Ausdrucks (z. B. machen) statt eines speziellen.

12. Freiheiten der Volkssprache 105
Das grammatische Geschlecht wird vielfach dem natürlichen angepaßt (z. B. die Fräulein). Wortbildung (z. B. ich will dich bebarometern, es hat sich ausgebürgermeistert). Ungehörige Zusammenrückungen (z. B. ein gebackener Birnenmann). Deklination von Adverbien (z. B. ein zues Fenster). Verdoppelung und Verdreifachung der Negation (z. B. Hat denn keener keenen Schwamm nich?) Anakoluthe.

Wörterverzeichnis 111

1.

Volk und Sprache.

Das Buch der Sprache zu lesen ist nicht ohne weiteres jedem vergönnt; man muß dies Lesen erst lernen, man muß sozusagen die Sprache erst erlernen, die die Sprache spricht. W. H. Riehl, ein vorzüglicher Kenner des Volkes, sagt in seinem köstlichen Wanderbuche, er pflege sich auf seinen Wanderungen fleißig mit Leuten aus dem Volke zu unterhalten; er erwarte aber keine direkte Belehrung von ihnen, sondern veranlasse sie nur zum Reden; denn er wolle nur hören, wie die Leute sprechen. Und in der Tat sprudelt in ihren Worten ein Quell frischen Lebens. Denn ihre Ausdrucksweise ist nicht gekünstelt, sondern naturwahr, durchtränkt mit ihrem Denken, Fühlen und Empfinden, darum lebendig und anschaulich, „gleichsam ein ausgeschnittenes Stück Leben, mit photographischer Treue und Greifbarkeit festgehalten".

Aber nur das gesprochene Wort hat diese Wirkung. Denn wenn der Mann aus dem Volke die Feder in die Hand nimmt, wird er meist nur gelegentlich und gegen seinen Willen so sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; vielmehr glaubt er hier auf Stelzen einhergehen zu müssen. Und bei vielen Gebildeten ist es wenig anders.[1]) Wenige von denen, die da schreiben: „ich beehre mich Ihnen anzuzeigen" oder „eine neue

1) „Die Autoren dieser Zeit (um 290 n. Chr. in Gallien) schrieben nicht, wie sie sprachen, sondern sie hatten ihr Latein, wie wir, aus Büchern gelernt." O. Seeck in Fleckeisens Jahrbb. f. Philol. 1888, 715. Vgl. O. Schröder, Vom papiernen Stil, 4. Aufl. G. Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten, 3. Aufl., S. 222 u. ö. Hübsche deutsche Beispiele, namentlich aus weiblicher Feder, hat G. Christoph Lichtenberg gesammelt, Vermischte Schriften IV (1802) 177 ff.

Sendung Zigarren ist angekommen, und offeriere ich Ihnen dieselben" u. a. würden jene nichtssagende Redensart oder diese geschmacklose Wortstellung „offeriere ich" in mündlicher Rede gebrauchen. Ja, man hat beobachtet, daß der gemeine Mann, der sonst nur seine Mundart spricht, sich abmüht, hochdeutsch zu reden, sobald er durch den Fernsprecher verkehrt; es ist ihm in diesem Falle offenbar zumute, als ob er die Feder in der Hand hätte. So erklärt sich auch der widerwärtige Zeitungsstil, dem in der Gegenwart namentlich kleinere Blätter frönen, so auch die vielen verunglückten Zeitungsanzeigen. In diesem Sinne pflegt ein Dresdener Gelehrter völlig treffend zu sagen: „Am richtigsten spricht die Butterfrau."

Und wie mit dem Sprechen ist es mit dem Verstehen. Schlich- und Umwege sind der großen Menge verhaßt, sie liebt den geraden Weg, das ehrliche, offene Wort; darum will sie auch von Ironie nichts wissen, darum faßt sie oft wörtlich auf, was anders gemeint ist. Die Neigung, sich an den äußeren Wortlaut zu halten, hat das Volk dichterisch ausgestaltet in seinem Eulenspiegel, von dem Goethe (Sprüche in Prosa, 7. Abteilung) sagt: „Alle Späße des Buches beruhen darauf, daß alle Menschen figürlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt." Darin besteht auch der Witz vieler apologetischer Sprichwörter Niederdeutschlands, z. B. „So kommt das Wort Gottes in Schwung, sagte der Teufel, da warf er die Bibel über den Zaun"; oder: „Alles mit Maß, sagte der Schneider, da schlug er seine Frau mit der Elle"; „Was kommen soll, kommt doch, sagte die Großmutter, da kroch ihr der Iltis in die Nachtmütze"; „Aller Anfang ist schwer, sagte der junge Dieb, da stahl er einen Amboß".[1])

Auch der fremden Sprache steht das Volk so naiv und harmlos gegenüber, daß es sich gern an den Wortlaut hält und das ausländische Wort womöglich deutsch auffaßt. Eine ungeheuerliche Entstellung der eigenen Sprache ist ihm daher

1) Man noch en Viertel vun, sä de Bur, da schned em de Slächter n Viertel Ossen af, un he wull man en Viertelpfund hebbe.

weit glaublicher, als das Vorhandensein einer wirklich anderen Sprache. Ein Fremder fragte in Wiesbaden einen jungen Burschen nach der Post. Dieser antwortete: „Gehen Sie nur hier um die Ecke; dort sehen Sie angeschrieben: Hôtel des Postes.“ Er sprach aber das des Postes deutsch aus: des Postes, als Genetiv etwa von „das Post“. Es war ihm handlicher, eine solche Wortmißgeburt anzunehmen, als eine fremde Sprache. Ein Feldwebel, der sich bei der Anrede an einen Bekannten stets richtig ausdrückte, d. h. „Lui“ sagte, las bei der Kontrollversammlung, wo er das Wort geschrieben sah jeden so Benannten „Luis“ vor. Das s stand da, es mußte also nach seiner Ansicht auch gesprochen werden. Unsere Soldaten waren nicht wenig erstaunt, den wohlbekannten Namen Maier in jedem französischen Dorfe und merkwürdigerweise gerade bei dem Gemeindevorsteher wiederzufinden, über dessen Haustür die Aufschrift maire prangte. Ebenso ist bekannt, daß die Arbeiter, wenn sie das englische Wort strike geschrieben finden, es in gleicher Weise wie das deutsche „Stricke“ lesen und demgemäß auch sagen: „Sie machten Stricke.“

Handelte es sich in den letztgenannten Fällen um geschriebene und gelesene Fremdworte, so gilt dies in noch höherem Grade von solchen, die nur mündlich, auf dem Wege durchs Ohr zur Kenntnis des Volkes kommen. Sie werden sehr häufig an den deutschen Wortschatz angelehnt. Bei der zweiten Besetzung von Paris 1815, als die preußische Heeresleitung die Anwesenheit der Bourbons in den Tuilerien ignorierte, stand ein handfester Pommer Schildwache vor dem Haupteingange. Da fuhr die Herzogin von Montmorency vor und schritt, ihren wohlgenährten Mops auf dem Arme, stolz dem Eingange zu. „Halt, hier dörft niemand rin“, donnerte ihr der Posten entgegen. „Comment? Je suis la duchesse de Montmorency et monsieur le duc me l'a permis.“ Drauf der Pommer: „Dat se en dicke Pomeranz is, dat seh ick schonst, aber der dick Permi da (auf den Mops deutend) de dörft nu all goar nich rin.“ So glaubt auch in Hebbels bekannter Erzählung der schwäbische Posten am Rhein die französische Schildwache, die ihm vom anderen Ufer filou

zuruft, ganz gut verstanden zu haben, nämlich „wieviel Uhr?“ Denn er antwortet gutmütig „Halber vieri“. — In Bayern heißt die Wäsche bekanntlich „die Wasch“. Eine Wäscherin erzählt nun, sie kreuze sehr leicht die französische Postenkette, weil sie französisch sprechen könne; sie sage bloß la vache, dann lachten die Franzosen und ließen sie durch. — Ganz entschieden nur für ein entstelltes Deutsch hat das Französische der Knecht gehalten, der angab, er sei bei Sang Marie schöne verwundet worden; er meinte St. Marie aux chênes. Ebenso ein Dienstmädchen, das die Tanzstunde besuchte; denn es äußerte sich gegen seine Herrschaft mit Entzücken über den Konter, der erste Teil heiße „Schöne Dame“ (chaîne des dames).[1])

Überhaupt gehören hierher viele von den Volksetymologien, wie Förstemann, oder Umdeutschungen, wie Jakob Grimm sie nennt.[2]) Sie beruhen auf der Tatsache, die Goethe mit folgenden Worten ausspricht: „Niemand hört, als was er weiß; niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginieren und denken kann.“[3]) Das Volk strebt danach, sich Wörter und Wortteile, die ihm fremd sind, verständlich zu machen aus dem ihm geläufigen Wörterschatze, und in diesem Streben nimmt es mit solchen Wörtern unwillkürlich kleinere oder größere Änderungen vor, durch die sie ihm mundgerechter werden und eine Form erhalten, in der das Fremde als deutsch, das Unbekannte als bekannt erscheint. So hat Armbrust weder mit Arm noch mit

---

1) Mitunter deutet sich das Volk auch ein Fremdwort, ohne einen Anhalt im Deutschen zu finden, aus dem Zusammenhange der Rede nach seiner Art aus. Ein Beleg dafür ist eine Erzählung Heines. Als sich dieser in München mit einer harmlosen Kellnerin unterhält und schließlich fragt: „Ironie kennen Sie wohl nicht?“ da antwortete diese: „Ironie haben wir nicht, aber jedes andere Bier können Sie bekommen“, was für eine Kellnerin sehr nahe lag.

2) Vgl. Karl Andresen, Über deutsche Volksetymologie. 6. Aufl. Leipzig 1899.

3) „Grund aller volkstümlichen Erklärungen ist das Sprachbewußtsein, welches sich dagegen sträubt, daß der Name leerer Schall sei, vielmehr einem jeden seine besondere Bedeutung und eine zweifellose Verständlichkeit zu geben bemüht ist.“ Andresen S. 2.

Bruſt etwas zu ſchaffen, ſondern iſt aus dem lateiniſchen arcuballista „Pfeilſchleuder" entſtanden; ſo kommt Sündflut nicht von Sünde, ſondern von Sinflut (= große Flut), Friedhof nicht von Friede, ſondern von Freithof, was eingehegter Hof bedeutet.

Wenn der Mann aus dem Volke aber gar nichts an das Deutſche Anklingendes aus den geſprochenen Fremdwörtern herausleſen kann oder von Ausländern mit ſeiner deutſchen Sprache nicht verſtanden wird, dann zeigt er ſich oft ungehalten, und dieſer Unwille macht ſich in verſchiedener Weiſe Luft. Die eine Art wird veranſchaulicht durch folgende Anekdote: „Sag, Mädel, warum haſt du denn vorhin den Herrn am Nebentiſch ſo angeſchrien? Iſt der Arme taub?" „O nein, taub iſt der nit, aber an Engländer iſt er und ka Wort Deutſch verſteht er."[1]) Die andere Art iſt Verhöhnung und Verſpottung derer, die ſich unverſtändlich ausdrücken oder Deutſch nicht kennen. So rührt von der Sitte der Humaniſten und ihrer Nachfolger, lateiniſch zu ſchreiben und lateiniſch zu ſprechen, die Abneigung des Volkes gegen die Gelehrten her, die ſich in Ausſprüchen kundgibt wie „Gelehrt, verkehrt" oder „Juriſten böſe Chriſten" u. a. So traute man auch denen, die ſich auf Latein oder eine andere fremde Sprache verſtanden, nicht bloß die Fähigkeit, ſondern auch das Beſtreben zu, hinterliſtig zu betrügen. Im Spaniſchen heißt saber mucho latino (= viel lateiniſch verſtehen) verſchlagen ſein, im Franzöſiſchen bezeichne grec nicht nur unverſtändlich (c'est du grec pour lui, das kommt ihm ſonderbar vor)[2]), ſondern auch ſo viel als betrügeriſch,

1) Ein Württemberger, der die Napoleoniſchen Feldzüge mitmachen mußte, wollte in einem ſpaniſchen Städtchen Fleiſch einkaufen. Er forderte zuerſt de la viande, und als der Fleiſcher den Kopf ſchüttelte, wiederholte er das franzöſiſche Wort mit lauterer Stimme, doch mit demſelben Erfolge. Nun hiſpaniſierte er de la vianda, und als auch das nicht half, ſchrie er aus Leibeskräften auf gut ſchwäbiſch: „Narr, Floiſch will e (= ich)!" Der biedere Erzähler pflegte, wenn er daheim dies Erlebnis zum beſten gab, hinzuzufügen: „Net amol Deutſch hat der Kerle könna."

2) Vgl. c'est de l'algèbre, du hébreu pour lui, c'est du latin, es iſt unverſtändliches Zeug, il parle latin, er ſpricht unverſtändliche Dinge;

pfiffig, in Thüringen ist polnisch nicht nur unverständlich, sondern auch falsch, tückisch. Auch lacht sich der gewöhnliche Mann ins Fäustchen, wenn er sieht, daß der Gelehrte mit seinen Kenntnissen nichts ausrichtet und sich im praktischen Leben unerfahren zeigt. Ich erinnere dabei an die Figur, die in Bürgers „Kaiser und Abt" der Abt von St. Gallen gegenüber dem einfachen Schäfer Hans Bendix spielt, der doch nichts von lateinischen Brocken versteht und kein „sterbendes Wörtchen Latein" kann, aber den Hund vom Ofen wegzulocken vermag. „Er ist mit seinem Latein zu Ende" (il est au bout de son latin, il y perd son latin), seine alten „Schinken" oder „Schmöker" lassen ihn hier völlig im Stich. „Disputierer sind ein schlechtes Pack, suchen meist nur den fünften Zipfel am Sack." Selbst die Schrift mit lateinischen Buchstaben ist nicht nach dem Sinne des Mannes aus dem Volke; sie macht ihm Mühe und darum ist er schlecht darauf zu sprechen. So erklärt sich die Äußerung des Fuhrmannes, der, nachdem er mühsam ein frisch mit Steinen beschüttetes und noch nicht geebnetes Stück Landstraße zurückgelegt hat, aufatmend ruft: „Das waren ein paar lateinische Zeilen."[1])

---

engl.: it is all Greec to me, das ist Griechisch für mich (z. B. läßt Shakespeare den Casca im Cäsar I, 2 sprechen: it was Greec to me). Im Deutschen lassen sich vergleichen Kauderwelsch, d. h. Welsch, wie es die italienischen oder italienischredenden Hausierer Südtirols (Kauderer) zu sprechen pflegten, das sind böhmische Dörfer, das kommt mir spanisch vor. In der Uckermark heißt es Kauderwendsch mit Rücksicht auf die benachbarten Wenden. Jägerlatein aber nennt man die Sprache der Jäger wegen der vielen dem Volke unverständlichen Kunstausdrücke wie Löffel für Ohren, Lichter für Augen u. a.

1) Nicht volkstümlich, sondern von Studenten oder Studierten zurechtgemacht sind deutsche Wörter mit lateinischer oder anderer fremder Endung. Wenn man im Volk einen Pfiffigen Pfiffikus, einen Schwachen Schwachmatikus, einen Luftigen oder Windigen Luftikus, einen Lorkenmacher Lorchus nennt, so ist dies den Lateinkundigen abgelauscht. Noch viel weniger volkstümlich sind zusammenhängende Texte mit fremden Endungen wie z. B. in folgenden Versen:

Deutsch. In des Waldes tiefsten Gründen
Ist ein großer Bär zu finden.

Lateiniſch. In des Waldus tiefſtus Gründus
Iſt ein großus Bärus findus.
Hebräiſch. In des Waldchim tiefſtchim Gründchim
Iſt ein großchim Bärchim findchim.
Italieniſch. In des Waldoli tiefſtoli Gründoli
Iſt ein großoli Bäroli findoli.
Lettiſch. In des Waldlatſch tiefſtlatſch Gründlatſch
Iſt ein großlatſch Bärlatſch findlatſch

oder in folgender Anekdote von Blücher: Ein Regiment der unter Blüchers Befehlen ſtehenden Armee kam eines Tages durch eine kleine Stadt, in deren Nähe ein Kloſter gelegen war. Es fehlte an Lebensmitteln und der Marſchall Vorwärts ſandte nach dem Kloſter, um dort das Nötige zu erbitten. Der Prior beratſchlagte längere Zeit mit den Mönchen und alle beſchloſſen, das Geſuch abzulehnen, und zwar ſollte der betreffende Brief in lateiniſcher Sprache abgefaßt werden. Blücher, der keine klaſſiſche Erziehung genoſſen hatte, verſtand kein Wort, bis ein Offizier ſeines Stabes ihm erklärte, der Brief enthalte eine Abſage. „Was!“ ſchrie der Marſchall, „die Schurken wagen nicht allein meine Bitte abzuſchlagen, ſondern ſie ſchreiben auch noch lateiniſch!“ Dann ließ er ſeinen Sekretär kommen und diktierte dieſem folgenden ſeltſamen Brief: „Ihr Schuftibus von Mönchibus, wenn Ihr mir nicht augenblickibus Getreide ſchickibus, ſo werde ich Euer Kloſtribus in Brand ſteckibus und Euch allibus hängibus.“ Dieſer Brief verfehlte ſeine Wirkung nicht, die Mönche wurden von paniſchem Schrecken ergriffen und ſandten augenblicklich das Gewünſchte.

2.

Verwandtſchaft zwiſchen Laut und Begriff.[1])

Goethe ſagt einmal[2]): „Wir haben das unabweisliche, täglich zu erneuernde, grundernſtliche Beſtreben, das Wort mit dem Empfundenen, Geſchauten, Gedachten, Imaginierten, Vernünftigen möglichſt unmittelbar zuſammentreffend zu erfaſſen.“ In der Tat gehören Name und benannter Gegenſtand enger, als man gewöhnlich annimmt, zueinander; denn der Name iſt dem Gegenſtande nicht rein willkürlich beigelegt; noch jetzt kann man vielfach an der Wortform erkennen, daß der Gegenſtand gerade den Namen fordert, den er trägt, und ein anderer Name möglicherweiſe unangemeſſen ſein würde, daß alſo ein gewiſſes inneres Band zwiſchen Ding und Namen vorhanden iſt.

Die Laute in der Bezeichnung einer Tätigkeit oder eines Gegenſtandes haben oft etwas ſeinem Weſen oder dem Eindruck, den er auf uns macht, Verwandtes. Es kann nicht auffallen, daß dies bei den Zeitwörtern der Fall iſt, welche Klänge bezeichnen, wie ſummen, brummen, donnern, poltern, liſpeln, wiſpern, ziſchen u. a., da wir hier den Klang mit unſerer Stimme nachzuahmen ſuchen. Aber die Lautmalerei geht viel weiter. Zunächſt benennt man mit ſchallnachahmenden Formen auch die Gegenſtände, von denen das betreffende Geräuſch ausgeht. So wird jedermann auf den erſten Blick wahrnehmen, daß die Namen der Hummel und der Grille in dieſer Weiſe gebildet ſind. Schaut man genauer hin, ſo findet man dieſelbe Er-

1) Weiteres bei O. Weiſe, Äſthetik der deutſchen Sprache, Leipzig 1903, S. 1 ff.

2) Werke III, 218 = XIX, S. 102 u. 469 Hempel.

ſcheinung bei den Bezeichnungen anderer Tiere wie bei der Krähe und dem Raben, dem Finken und dem Kiebitz. Dazu geſellen ſich dann Namen für andere Erſcheinungen wie Bims und Klinge, Matſch und Quatſch, Knarre und Plumpe. Indes bleibt die Sprache nicht dabei ſtehen. Nicht das Gehör allein entſcheidet, ſondern auch das Geſicht. Wer eine Glocke baumeln oder bummeln, d. h. hin- und herſchwanken ſieht, denkt ſich unwillkürlich den Klang hinzu, ſelbſt wenn er ihn nicht vernehmen ſollte. Er ſteht alſo unter einem ähnlichen Eindruck wie der Hörende und drückt daher die Glockenbewegung mit demſelben onomatopoetiſchen Worte aus wie den Glockenton. Ebenſo verhält es ſich mit huſchen, lullen, ſtolpern, torkeln, ſchlottern, wimmeln, flimmern, trippeln, bei denen ſich ſogar teilweiſe begleitende Geräuſche geltend machen. Außerordentlich reich iſt die Volksſprache an derartigen Bezeichnungen wie quabbeln (oder quappeln), ſchwabbeln, rabbeln, krabbeln uſw., von denen Subſtantiva abgeleitet ſind wie Kaulquappe u. a. Hierher gehört auch Qualle, über das Polle folgendes Erlebnis mitteilt: „Als ich das erſtemal am Strande der Nordſee war, fand ich allerlei von der See ausgeworfene Tiere und Pflanzen, von denen ich nur ſehr wenige kannte. Auch Quallen fand ich, wußte aber von dieſen durchaus nichts, wenn ich auch den Namen wohl gelegentlich gehört hatte. Ich war allein geweſen. Als ich am anderen Tage gefragt ward, ob ich ſchon eine Qualle geſehen hätte, rief ich zuverſichtlich: Ja! und ich hatte mich nicht geirrt. Solche Zuverſicht gewährte mir die erſtaunliche Übereinſtimmung zwiſchen Namen und Ding.“ Selten geht die Lautmalerei weiter; es iſt daher nur Gefühlsſache, aber ohne ſichere wiſſenſchaftliche Grundlage, wenn ein Gelehrter ſagt: „In der Mutterſprache und in jeder anderen, in der wir ähnlich eingelebt ſind, ſtellt ſich eine Art unbewußter Lautſymbolik bei uns ein; uns iſt, als könnte dieſe Vorſtellung gar nicht mit paſſenderen Lauten ausgedrückt werden, als müſſe das Aufleuchtende Blitz heißen und die niederſchmetternde Gewalt foudre; die dumpfen u in den Schimpfwörtern Schuft, Schurke, Lump, Hund uſw.

muten uns an, als wären sie gar ausdrucksvoll und beredt, mag auch ein besseres etymologisches Wissen dazu sagen, was es wolle. Und so zeigen denn wirklich einzelne Sprachen der verschiedenen Stämme und Erdteile in bestimmten Fällen eine ähnliche Symbolik der Vokale." Daher ist es entschieden zu viel behauptet, wenn man annimmt, daß in Zorn, Haß, Schmerz, Liebe, süß, hart, weich, hell, lind Klangbildungen vorliegen, daß also der Wortsinn in der Form zum Ausdruck komme. Von einer Absicht bei der Wortschöpfung kann hier keine Rede sein; überhaupt befinden wir uns auf ganz unsicherem Boden, sobald wir das Gebiet der Schall- und Bewegungserscheinungen verlassen.[1])

Bisher haben wir nur von den einfachen Stämmen gesprochen, noch nicht von den reduplizierten; bei diesen ist die Klangmalerei deutlich erkennbar. Um ein sich wiederholendes, in kürzeren oder längeren Pausen eintretendes Schallgeräusch auszudrücken, verwendet das Volk gern Doppelformen, in denen es die Wortstämme entweder unverändert oder mit leichter Umformung wiederholt. Wie das Kind die Gans Gakgak, den Hund Wauwau oder Hauhau, das Huhn Putput, andere Vögel Pieppiep usw. nennt nach dem Schallgeräusch, das es von ihnen vernimmt, so spricht man allgemein von Kuckuck und Uhu. Häufig wird dabei Ablaut des Vokales (i:a usw.) oder Wechsel des anlautenden Konsonanten vorgenommen, so daß wir von Singsang und Klingklang, Ticktack und Tingeltangel, Holterpolter und Klimbim reden. Genau so verfährt man, wenn sich ein Gegenstand hin und her bewegt oder wenn etwas bunt durcheinander geht (auch in übertragenem Sinne). Daher erklären sich Formen wie Krikelkrakel,

1) Behaghel, Die deutsche Sprache 2. Aufl. S. 156 sagt mit Recht: „Wenn wir heute im Hinblick auf Wörter wie spitz, Witz, Ritz, Gipfel, Wipfel, Zipfel geneigt sind, dem Laut i den Charakter des Spitzen, Scharfen beizulegen, so ist dies kein ursprüngliches Sprachempfinden, sondern die Sache liegt umgekehrt: Weil i in jenen Wörtern zufällig vorkommt, hat sich bei uns jenes lautsymbolische Gefühl entwickelt."

Wirrwarr, Krimskrams, Miſchmaſch, Wiſchwaſch, Fickfack, Schnickſchnack, Zickzack; Hokuspokus, Hackemack, Ruſchemuſche, Schurrmurr, Kruſemuſe u. a. Nun begreifen wir, wie es kommt, daß die Kinder den beweglichen Schmetterling Milimaler, die hin- und herſchwankenden Samenfackeln des Schilfrohrs Pipenpapen, die Schaukel Kippwipp oder Wippwapp nennen und weshalb die Erwachſenen einen unſteten, fahrigen Menſchen Zwitzizwatz, einen Stotternden Mippelmappel, einen jäh Auffahrenden Schurrimurri bezeichnen.

Auch eine Art Lautmalerei iſt es, wenn ſinnverwandte Ausdrücke, die entweder durch den Stabreim oder durch Vokalanklang enger verknüpft ſind, durch „und" verbunden aneinander gerückt werden. Dieſe Erſcheinung beſchränkt ſich keineswegs auf Klang- und Schallwirkungen, ſondern hat viel weitere Ausdehnung. Von alliterierenden Bildungen gehören z. B. hierher Bauſch und Bogen, Feuer und Flamme, Geld und Gut, Gift und Galle, Glück und Glas, Haus und Hof, Himmel und Hölle, Kaiſer und König, Kalb und Kuh, Kopf und Kragen, Küche und Keller, Land und Leute, Leib und Leben, Luſt und Liebe, Mann und Maus, Raſt und Ruh, Roß und Reiter, Samt und Seide, Stock und Stein, Tor und Tür, Wind und Wetter, Wohl und Wehe, Zweck und Ziel. Von Bildungen, die den Endreim aufweiſen, verzeichne ich: Ach und Krach, ächzen und krächzen, aut oder naut, Dach und Fach, dann und wann, Drang und Zwang, echt (oder ſchlecht) und recht, kippen und wippen, Gerück und Geſchick, ſein Habchen und Babchen, Hack und Mack, Handel und Wandel, zu Handen und Banden, hangen und bangen, hangen und langen, heben und ſchweben, hegen und pflegen, Hülle und Fülle, knall und fall, Kniffe und Pfiffe, knuffen und puffen, Korn und Horn, Kopf und Schopf, kräftig und deftig, was kreucht und fleugt, kribbeln und wibbeln (ſächſiſch-thüringiſch auch kriebeln und wiebeln, krimmeln und wimmeln), weder Laub noch Staub, leben und ſtreben,

leben und weben, Lug und Trug, Mut und Blut, nebeln und schwebeln, Nücken und Tücken und viele andere. Von mehr als zweisilbigen mögen genannt sein: aufgezwungen und aufgedrungen, geschniegelt und gebiegelt, mitraten und mittaten, wissentlich und geflissentlich u. a. Es ist kein Zweifel, daß sich das Volk in solchen Koppelwörtern bemüht, die Sache, den Begriff vermittelst des Lautes möglichst eindringlich für das Ohr zu machen.

Auch die Dichter haben sich die verschiedene Beschaffenheit der Laute zunutze gemacht, um durch sie beim Lesen oder Hören eine gewisse Stimmung zu erregen. Zunächst verwenden sie nicht selten Lautmetaphern, in denen sich die Beziehung des Sprachlautes zu seiner Bedeutung dadurch aufdrängt, daß der Gefühlston des Lautes dem an die bezeichnete Vorstellung gebundenen Gefühle verwandt ist.[1]) Bald liegt die Nachahmung in der Klangfarbe, bald im Rhythmus des Verses, bald in beiden. So ahmt Ovid, wo er von den Fröschen spricht, deren Gequake nach (Met. VI, 376): Quamvis sint sub aqua, sub aqua, maledicere temptant, was Voß übersetzt: „Ob sie die Flut auch bedeckt, auch bedeckt, noch schimpfen sie kecklich"; und Aristophanes gibt in seiner Komödie „Die Frösche" ihr Geschrei wieder durch brekekekex koax koax. Ähnlich verfährt Racine, wenn er am Schlusse seiner Andromache durch den Vers pour qui sont ces serpents qui sifflent sur vos têtes das Zischen der Schlangen auf dem Haupte der Erinnyen nachahmt. Schallwörter, die den Naturklängen nachgebildet sind, verwendet auch Homer in dem oft angeführten Verse, den Voß übersetzt hat[2]):

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor

und in dem anderen[3]):

Aber die Segel
Knitternd sofort und knatternd zerriß sie die Wut des Orkanes.

Dasselbe gilt von Hagedorns Verse

Das rasselnde Geräusch rasch rollender Karossen.

1) Vgl. W. Wundt, Völkerpsychologie I, Leipzig 1900 S. 326.
2) Homer Odyss. IX, 589. 3) Odyss. IX, 71.

Ebenso machen die Dichter nicht selten vom Stabreim (der Alliteration) Gebrauch. So malt Hagedorn in dem zuletzt genannten Verse durch die Wiederkehr des anlautenden r das Rasseln der Wagen, so Bürger[1]) die weiche, milde Stimmung durch das w in den Versen:

Wonne weht von Tal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

Anastasius Grün aber verwendet den Stabreim mit ſ in den Versen:

Es segelt sanft auf Silberwogen
Im Schneegewand der stolze Schwan,
Gesanglos ist er lang gezogen
In stummer Luft die stille Bahn.[2])

1) Gedichte 197 Reclam. 2) Goethe legt eine bestimmte Lautsymbolik in das gr hinein an folgender Stelle des Faust (II. Teil, Werke XII, 105 = XIII, 78 Hempel):

Mephistopheles.
Glück zu den schönen Fraun, den klugen Greisen!
Greif (schnarrend).
Nicht Greisen! Greifen! — Niemand hört es gern,
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Ursprung nach, wo es sich her bedingt:
Grau, grämlich, Griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
Etymologisch gleicherweise stimmig,
Verstimmen uns.

Das mag man bei dieser Zusammenstellung herausfühlen, beim einzelnen Worte fällt es nicht auf. Eher könnte man das sch als lautmalend empfinden in schlicht, schlüpfrig, schlüffig, schlickrig; schlemmen, schlittern usw. oder das gl in den Wörtern: Glätte, Glanz, Glast, Glas, Glatze, glau. Doch ist zweifelhaft, ob hier von Haus aus Lautmalerei vorgelegen hat, noch zweifelhafter erscheint, ob in der Verbindung spr der Dauerlaut ſ die vorbereitende Bewegung, das kurz abbrechende p den Ausbruch, das fließende r dessen Fortdauer (das Sichergießen) malt in spritzen, sprühen, sprudeln, sprenkeln, spreiten und spreizen, sprossen und sprießen, springen, sprengen. — Ebenso beruht es wohl nur auf Zufall, daß die mit o gebildeten Wörter Kloß, Kopf, Dotter, Tropfen usw. etwas Rundes bezeichnen. Von einer Absicht, diese Rundung durch den runden Buchstaben o auszudrücken, ist schwerlich die Rede.

3.

Wahl und Bedeutung der Namen.

Über die Wahl der Namen sagt Jakob Grimm in seiner Abhandlung über Frauennamen aus Blumen: „Für Namen, die sie ihren Angehörigen und Bekannten beilegten, suchten die Menschen von jeher in der sie umgebenden Natur nach Gestalt und Gleichnis, wobei sie sogar wirkliche Kraft und Einfluß der gewählten Gegenstände auf das Leben selbst, wenigstens eine günstige Weissagung vorauszusetzen geneigt waren. Das neugeborene, nach einem Tier oder einer Blume benannte Kind empfing dadurch gleichsam einen geleitenden Schutzengel, dessen Tugend ihm zuteil werden oder in wichtigen Augenblicken helfen konnte. Wenn nun im allgemeinen die Tiere, zumal mutige und tapfere, für männliche Namen angemessen schienen, mußten Blumen, aus denen Duft und lichte Farbe hervorgingen, zu treffender Bezeichnung der Frauenschönheit gereichen." Und Ed. Lohmeyer äußert sich über denselben Gegenstand in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins IV Sp. 5: „Wie bei vielen anderen Völkern, so haben auch bei dem unseren die Namen alle ursprünglich eine tief sinnvolle Bedeutung. Was unseren Ahnen Geist, Herz und Sinn erhob und bewegte, was ihnen hoch und hehr, groß und schön erschien, das ließen sie in den Namen widerklingen, die sie ihren Kindern alsbald nach der Geburt als erstes Angebinde, als dauernden Besitz und bleibenden Schmuck fürs Leben beilegten. Und da unserem Volke, als es in frischer Jugendkraft eintrat in die Geschichte, als höchstes galt die trotzige Betätigung der eigenen Persönlichkeit gegenüber Dingen und Menschen, das stürmische tägliche Erobern von Freiheit wie von Leben, was Wunder, wenn da die ältesten deutschen Eigennamen widerhallen von Streit und

Sturm, von Kampf und Sieg, von Schildgerassel und Schwerterklang!" Die gewöhnlichsten altdeutschen Ausdrücke für Kampf und Krieg batu, gundja, hadu, hiltja, wîg kehren in ganzen Scharen von Namen, sowohl männlichen wie weiblichen, wieder, z. B. Hildebrand (Kampfschwert), Wighard (ausdauernd im Kampf), Gundobert (kampfglänzend) u. a. Aber nicht nur Kampf und Sieg und alles, was mit dem Kriege zusammenhängt, gab unseren Altvordern reichen Stoff für ihre Namenbildung, sondern auch andere ihnen erstrebenswert erscheinende Gebiete wie kluger Rat (z. B. Reinhard = Reginhard, der im Rate Starke); Beziehung zu den Gottheiten (z. B. Alwin = Freund der Alben oder Elfen)[1]).

Auch in der Gegenwart macht sich vielfach noch das Verlangen geltend, den Kindern im Namen ein edles Angebinde mit auf den Lebensweg zu geben, aber die dabei maßgebenden Gesichtspunkte sind dabei oft anders geworden, so daß wir ganz verschiedene Einflüsse auf diesem Gebiete feststellen können. Ein gläubiger Christ wird gern zu Namen greifen wie Gottfried,

1) Dasselbe gilt von den Namen der alten Griechen: Themistokles heißt der durch Gesetzlichkeit glänzende, Perikles der rings berühmte, Demosthenes Volkskraft, Theodoros Gottes Geschenk usw., während sich die Römer durch eine entsetzlich hausbackene Namengebung auszeichnen. Häufig beziffern sie die Kinder bloß, wie das auch viele wilde Völker tun; so sind alle Ordnungszahlen von zwei bis zehn unter den Namen vertreten: Secundus, Decimus usw. Auch die bei ihnen beliebten Tiernamen sind so prosaisch wie denkbar: Asellus Eselchen, Asina Eselin, Verres Schwein, Vacca Kuh; besonders lieben sie es, im Eigennamen üble Eigenschaften hervorzuheben: Flaccus der Schlottrige, Brutus der Plumpe, Lentulus der Langsame oder Linsenmann, Balbus der Stotterer, Lurco der Fresser usw., und noch mehr körperliche Gebrechen: Naso Großnase, Nasica Spitznase, Labeo mit dicker Lippe, Capito Dickkopf, Calvus und Glabrio Kahlkopf, Pätus der Schielende, Varus der Krummbeinige, Turpio der Häßliche, und sehr viele ähnliche. Den römischen Namen Piso, Erbsenmann, haben die Griechen mit leiser Umgestaltung und Umdeutung — freilich ohne Berechtigung — zu Peison, „Führer und Rater", veredelt, Bibulus, Söffel, zu Biblos, Büchermann. Die römischen Frauen führten meist nur ihren Familiennamen: So heißt die Tochter eines Terentius Terentia, die eines Tullius Tullia, die eines Julius Julia.

Gottwert, Gotthold, Christlieb, Christian, Ehregott, Fürchtegott[1]) oder, wenn er katholisch ist, zu Heiligennamen wie Jakob, Stephan, Anton, Clara, Veronika, Barbara, Lucia u. a. Dabei zieht er besonders den Kalender zu Rate und wählt aus ihm den Namen des Heiligen, welchen der Geburtstag des Kindes verzeichnet; so wird das Neugeborene gewissermaßen unter den Schutz des betreffenden Heiligen gestellt. Die weite Verbreitung des Namens Maria ist hauptsächlich aus ethischen Gründen erfolgt nach dem Muttergottesideale; ähnlich verhält es sich mit Anna, dem Namen von Marias Mutter. Andere, namentlich patriotisch gesinnte Eltern, geben ihren Söhnen und Töchtern gern die Namen von geschätzten Herrschern und Herrscherinnen wie Wilhelm (nach Kaiser Wilhelm), Luise (nach der Königin Luise von Preußen) usw. Nach ihrem Landesherrn, dem englischen König George, nannten viele Hannoveraner ihre Söhne ganz harmlos Schorsche und schrieben auch so. In der Renaissancezeit war es üblich, die Namen antiker Fürsten wie August, Julius, Alexander zu erteilen. Gesandte nennen ihre Söhne gern nach den Fürsten, bei denen sie beglaubigt sind, und in Athen nannte Cimon seinen Sohn Lakedaimonios, weil er selbst der politische Vertreter der Lacedämonier in Athen war. Auch andere auf politischem Gebiete hervorgetretene Männer dienen oft als Muster bei der Namengebung. Bekannt ist z. B. der Vaterlandsfreund, der zur Zeit der Befreiungskriege seine Tochter Gneisenauette, und der andere, der sie Blücherine taufen ließ. Wenn neuerdings in Nord- und Mitteldeutschland der Name Otto so häufig vorkommt, so ist dies wohl oft auf den Einfluß unseres großen Kanzlers Bismarck zurückzuführen. Anderseits sind in Sachsen und anderswo die Standesbeamten angewiesen, anstößige Namen zurückzuweisen, wie das mit den Namen Danton, Marat, Garibaldi wirklich geschehen

1) Dies geschah besonders häufig zur Blütezeit des Pietismus in Norddeutschland; vgl. Christian Fürchtegott Gellert, Friedrich Gottlieb Klopstock, Gotthold Ephraim Lessing.

ist.[1]) Vielfach sind die Namen des Vaters oder der Mutter, des Großvaters oder der Großmutter, des Onkels oder der Tante, der Paten, die das Kind erhält, des verehrten Pastors und anderer Verwandten, Bekannten oder sonstwie nahestehenden Personen von ausschlaggebender Bedeutung bei der Namenwahl. Daher kommt es vor, daß jeder der zwei, drei oder mehr Namen eines Kindes eine derartige Beziehung aufweist, daß also z. B. ein Sohn August Friedrich Wilhelm genannt wird, weil dies die Rufnamen der drei als Taufzeugen geladenen Personen sind. So erzählt Polle, daß die Bauernkinder in Dobra bei Radeburg meist Oskar oder Hulda heißen nach ihrem Pastor und nach dessen Schwester. Sehr bedeutend machen sich auch literarische Anregungen geltend, namentlich bei Personen, die gut belesen sind und eine gewisse Vorliebe für einen Schriftsteller haben, z. B. kenne ich eine Frau, die ihre Töchter sämtlich nach Romanheldinnen der Marlitt genannt hat. Und wie viele Namen sind nicht aus anderen literarischen Quellen geflossen! So wird Fanny, die Koseform von Franziska, auf die Heldin in einem Fieldingschen Roman (Joseph Andrews, 1742) zurückzuführen sein; denn sie hat sich erst seitdem in Deutschland eingebürgert. Infolge der Vorliebe für Shakespeare wurden aus seinem Drama König Lear die Namen Edgar und Edmund in Deutschland häufig; Richard ist besonders durch Walter Scotts Romane Ivanhoe (1820) und Talisman (1826) in Deutschland üblich geworden, Flora durch Waverley (1874). Ein umfangreicherer Gebrauch von Robert geht namentlich auf Meyerbeers Robert den Teufel (1831) zurück, von Minna und Emilia auf Lessings Dramen.[2])

---

1) „Regierende Geschlechter greifen gern auf mittelalterliche Namen des eigenen Hauses zurück; ich erinnere an die hohenzollernschen Waldemar, Joachim, Eitelfritz, die wittelsbachischen Luitpold, Ruprecht, Arnulf. In Österreich gehen von den dynastischen Namen Leopold, Heinrich, Friedrich bis auf die Babenberger zurück, aus der alemannischen Zeit der Habsburger stammen Rudolf und Albrecht."

2) Genaueres findet man in dem Buche von R. Fr. Arnold, Die deutschen Vornamen, zweite Auflage, Wien 1901, und in der Ab-

Endlich ist es gebräuchlich, die Namen nach dem bloßen äußeren Klang zu wählen, also bloß danach zu fragen, ob sie angenehm ins Ohr fallen, gleichviel, was sie besagen. Besonders beliebt sind solche mit volltönender Endung, also Frauennamen auf -a wie Laura, Gisela, Paula, Selma, Irma, Lydia, Anna, Alma[1]) und Männernamen auf -o wie Kuno, Arno, Bodo, Hugo oder auch andere, zumal solche mit fremdem Aussehen. Habe ich doch bei einer militärischen Kontrollversammlung Mitteldeutschlands einmal als Namen eines Bauernsohnes verlesen hören: Florian Stephan Tertullian! Damit stimmt eine Äußerung R. Hildebrands überein, der in einem hinterlassenen Aufsatze sagt: „Jetzt gibt man oft Namen, die etwas Deutliches gar nicht sagen, etwas Bestimmtes gar nicht bedeuten, z. B. Alma, gegeben von Leuten, die nicht etwa Latein können, also um der lateinischen Bedeutung willen, am wenigsten aber aus dem Leben heraus und für das eigentliche Leben, vielmehr über das wirkliche Leben hinaus versetzt, wie in eine über das Leben erhöhte, darüber ohne Vermittelung schwebende Schicht."[2])

Bisher hatten wir es mit Personen zu tun. Aber auch bei Tieren und leblosen Gegenständen kann der Name von Bedeutung sein; ja, es ist schon interessant zu sehen, welche von ihnen besondere Beinamen erhalten. Bekanntlich gehen die Deutschen in dieser Beziehung anderen Völkern voran und machen viel häufiger Gebrauch von solchen Benennungen. In der Tiersage heißt der Fuchs Reinhard, der Wolf Isegrim usw., und noch jetzt nennt der Bauer seine Pferde, Kühe,

handlung von O. Wilhelm, Tauf- und Rufnamen im Herzogtum Coburg. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Namengebung, Programm der Oberrealschule zu Coburg, Ostern 1902.

1) Ums Jahr 1850 erstaunte der ganze Kreis der damaligen Bekannten Polles, daß ein Küchenmädchen in Dresden Selma hieß; heute ist das freilich anders. In Gattersleben bei Bernburg heißen gegen zwanzig Bauernmädchen Lydia (beiläufig bemerkt ein Name, den in Rom nur Sklavinnen führten).

2) Weiteres vgl. bei O. Weise, Ästhetik der deutschen Sprache, Leipzig, Teubner, 1903, S. 18ff.: „Wohllaut in Personennamen."

Hunde u. a. mit besonderen Namen. Weit verbreitet ist in unserem Vaterlande die Sitte, Häuser durch charakteristische Benennungen voneinander zu unterscheiden, nicht bloß Gasthöfe wie jetzt noch allgemein, sondern auch Privathäuser, wie gegenwärtig noch in Badeorten, aber auch sonst noch vielfach üblich ist und sich seit alten Zeiten nachweisen läßt. Glocken glaubt man durch die Taufe die Kraft zu verleihen, daß sie Unwetter und selbst jeden bösen Feind unschädlich machen. Sie werden Susanna, Maria u. a. genannt. Ferner hat bei uns jede Lokomotive, jedes Schiff seinen Namen; auch der Engländer, der alles Leblose mit Namen sächlichen Geschlechts benennt, macht mit dem Schiffe eine Ausnahme und benennt es weiblich, nach einem Witzworte Kaiser Wilhelms II. freilich, weil die Auftakelung so teuer ist. Auch Geschütze und Waffen werden vielfach durch Namen ausgezeichnet. Ich erinnere an die faule Grete, an den Purlepaus Kaiser Maximilians u. a. Ferner heißt Thors Hammer Mjölnir, Odins Speer Gungnir, Högnis Schwert Dainsleif, Siegfrieds Schwert Balmung, Wittichs Schwert Mimung. Wenn sich also ein lebloses Ding durch ganz besondere und ihm eigentümliche Eigenschaften auszeichnet, so erweist man ihm gern die Ehre, es nicht mehr als ein bloßes Exemplar, sondern als ein Individuum zu betrachten, und gibt ihm einen Eigennamen.[1])

Im Anschluß an die Art der Namengebung wollen wir noch eine Wahrheit betrachten, die sich aus den Volks-

1) Jedem Hunde, jedem Pferde wird bereitwillig ein Name erteilt, denn diese edlen Tiere haben augenfällig einen individuellen Charakter, aber schon die Katze muß sich meist mit dem zum Gattungsnamen gewordenen Miez (ursprünglich = Mariechen) begnügen, und tiefer hinab wird die Namengebung noch seltener: sie beschränkt sich fast ganz auf Stubenvögel, die aber nicht, wie der Hund, auf ihren Namen hören. Von der Ziege sagt ein landläufiger Volkswitz ausdrücklich: „Die Zicklein heißen alle wie ihre Mutter Geiß." Dagegen erhalten Rinder meist Namen. In Gustav Freytags Verlorener Handschrift heißt eine Kuh Flavia, und ihr Besitzer, der Pastor, sagt: „Ich sehe es nicht gern, wenn die Leute dem Vieh christliche Namen geben, da muß unser Latein aushelfen."

anschauungen über das Verhältnis des Namens zu dem benannten Gegenstande ergibt. „Mit des bösen Geistes Namen vernichtet man seine Macht", sagt Jakob Grimm. Bekannt ist das Märchen von Rumpelstilzchen: Eine arme Müllerstochter wird vom König in eine Kammer mit Stroh gesperrt und soll das Stroh zu Gold spinnen; wenn sie das kann, soll sie seine Gemahlin werden. Sie kann es nicht, und auf ihr Jammern tritt ein Männlein herein und spinnt ihr das Stroh zu Gold, nachdem sie ihm ihr erstes Kind versprochen hat. Als das Kind geboren ist, kommt das Männlein, um es zu holen, doch läßt es ihr drei Tage Zeit; wenn sie bis zu deren Ablauf seinen Namen erfahren habe, solle sie das Kind behalten. Aber so viel Namen sie ihm auch nennt, der seinige ist nicht darunter. Endlich am dritten Tage belauscht einer der nach neuen Namen ausgesandten Boten das Männlein, wie es tanzt und singt:

Heute back' ich, morgen brau' ich,
Übermorgen hol' ich der Königin ihr Kind;
Ach wie gut ist, daß niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß!

Als die Königin seinen Namen nennt, packt er seinen linken Fuß und reißt sich selbst mitten entzwei. Hiermit kann man als wenig verschiedenes Seitenstück das Märchen von Purzinigele bei Zingerle[1]) und das württembergisch-schweizerische Kinderspiel vom Gewehrli-Männli vergleichen.

Ähnlich ist auch folgende von Julius Rodenberg[2]) erzählte Sage. „Seit dem Jahre 1436 begann der Untergang der Ortschaften längs der Westküste der Insel Sylt. Heidnische und christliche Erinnerungen vereinen sich in den Sagen von ihrem Untergange. Da war nämlich der Meermann Ekke, (der Aigir oder Ägir der nordischen Mythe), der sich in eine Sylter Jungfrau verliebt hatte. Der Umgang mit dem finsteren

1) Kinder- und Hausmärchen aus Tirol Nr. 36. Purzinigele ist ein Elbenname nach desselben J. v. Zingerle Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, 2. Aufl., Innsbruck 1871. S. XII.

2) Stilleben auf Sylt, 3. Aufl., Berlin 1876, 88 f.

Gotte des stürmenden Elementes ward aber dem Menschenkinde, dem er unter einer fremden Gestalt erschienen war, unheimlich, und es bat um seine Freiheit. Ekke gab jedoch die Jungfrau nur unter der Bedingung frei, daß sie ihm seinen vollen Namen zu sagen wisse. Lange wanderte sie nun allein am Meere hin durch die Dünen, bis sie in der Nacht einen Gesang vernahm, der aus der Tiefe eines Sandhügels zu kommen schien und mit dem Winde westwärts zum Wasser drang:

Heute will ich brauen,
Morgen will ich backen,
Übermorgen will ich Hochzeit machen.
Ich heiße Ekke Nekkepenn;
Meine Braut ist Inge von Rantum,
Und das weiß niemand als ich allein.

Das Mädchen war erlöst, und als der Meermann wiederkam, da sagte sie: „Du heißest Ekke Nekkepenn, und ich bleibe die Inge von Rantum." Da kehrte der Meermann zu Ran, seiner Gemahlin, der er lange untreu gewesen war, zurück, und diese, die Mutter der Wellen und Stürme, der Überschwemmungen und Schiffbrüche, rächte sich an Sylt und zerstörte Rantum und Eidum; und sie nagt noch immer an den Dünen von Hörnum in jeder stürmischen Frühlingsnacht, bis alles dahin sein wird."[1]) Auch einen Ritter während eines Kampfes beim Namen zu rufen, hielt man für unheilbringend, wozu ein schwedisches Volkslied[2]) einen Beleg bietet. In einem norwegischen Liede[3]) weiht jemand ein wunderbares Roß dadurch dem Tode, daß er dessen Namen dem Feinde entdeckt, und wiederum in einem isländischen[4]) wird erzählt, wie ein

1) Rodenberg fügt hinzu: „So ungefähr berichtet mein Freund C. P. Hansen, der Schullehrer von Keitum, in seinen Friesischen Sagen und Erzählungen." In E. Oswalds Novelle „Inge von Rantum" (Frankfurt a. M., 1881) lautet S. 50 der Name nach einer anderen Quelle Ekke von Hlésey.

2) Rosa Warrens, Schwedische Volkslieder der Vorzeit 286.

3) Dieselbe, Norwegische Volkslieder der Vorzeit 379.

4) Ebd. 111 und 390.

anderes wunderbares Pferd, das über das Meer rennen kann, sobald sein Name genannt wird, diese Kraft verliert, seinen Reiter abwirft und sich selbst schwimmend rettet.

Ferner erwähne ich eine isländische Sage.[1]) Ein junger Bauer gab seiner trägen Frau im Herbst ein Pack Wolle und hieß sie daraus den Winter über Zeug weben. Sie aber ging nicht an die Arbeit trotz der Scheltworte des Mannes. So rückte der Winter vor. Da kam ein altes Weib und bat sie um Arbeit; beide verabredeten, die Alte solle die Wolle bis zum Beginne des Sommers aufarbeiten, die Bäuerin aber dafür bei Ablieferung des gewebten Stoffes den Namen der Alten sagen. Oft fragte der Bauer nach der Wolle, erhielt jedoch stets zur Antwort, es werde alles zur rechten Zeit fertig sein. Als aber der Sommer nahe herankam, ward der Bäuerin bange und sie erzählte ihrem Manne das Geschehene. Dieser merkte, daß es eine Riesin war, die sie in ihre Gewalt zu bringen suchte. Einmal wanderte er nun im Gebirg und hörte ein eigentümliches Geräusch. Er trat näher und sah durch eine Felsspalte ein Weib, das webte und für sich hinsprach: „Die Bäuerin weiß nicht, wie ich heiß; Gilitrutt heiß ich, Gilitrutt heiß ich." Als sie die Wolle brachte und ihren Namen hörte, stürzte sie zusammen, raffte sich aber dann auf, entfloh und ließ sich nicht wieder sehen. Auch daran kann man erinnern, daß die Sphinx, sobald das verborgene Wort gefunden ist, sich ins Meer stürzt. Solche fabelhafte und rätselhafte Scheusale können eben nur in der Nacht des Nichtwissens bestehen. Die Sonne der Erkenntnis macht ihrem Scheindasein ein Ende, wie ein Rätsel mit seiner Lösung aufhört ein Rätsel zu sein.

Klaus Groth[2]) schreibt: „Nach dem Volksglauben muß ein Werwolf, d. h. ein Mensch, der zuzeiten als Wolf umgeht (was für bösen Zauber, aber auch für ein schweres, un-

1) Konrad Maurer, Isländische Volkssagen der Gegenwart, Leipzig 1860, 42.

2) Quickborn 135. Er verweist auf seine Sagen, Märchen und Lieder Nr. 318, 3. 319.

heilbares Leiden gilt), seine natürliche Gestalt wieder annehmen, sobald er erkannt und bei seinem rechten Namen angeredet wird, ist aber zugleich dem Tode verfallen."[1]) In Goethes aus der ersten Bearbeitung des Götz von Berlichingen stammendem Zigeunerliede[2]) laufen die mit Namen gerufenen Werwölfe bloß unter Heulen davon, wenigstens verschweigt der Dichter das übrige. Ein Seitenstück dazu findet sich in den von Jülg herausgegebenen mongolischen Märchen und zwar in der fünfzehnten Erzählung. Auch einen Nachtwandler darf man nicht beim Namen rufen, was freilich auch noch andere Gründe hat. Ferner teilt Medikus[3]) mit: „Früher hatte man vor solchen Raubtieren, wie Wolf und Bär, den einzigen, welche in Europa dem Menschen zu Leibe gehen, eine so abergläubische Furcht, daß man sie gar nicht bei ihren wahren Namen zu nennen wagte, sondern ihnen ganz andere gab, z. B. Holzhund, Untier, Goldfuß, Hölzing (= Wolf). Man glaubte, die Tiere hörten es, wenn man sie nenne, durch eine Art Zauber überall wo sie gerade wären, und es käme eins davon herbei, um den Frevler anzupacken und aufzufressen. Daher stammen solche Sprichwörter wie: „Wenn man vom Wolfe redet, guckt er über die Hecke." Als der Grund vergessen war, sagte man freilich auch und sagt noch jetzt: „Wenn man den Esel nennt, kommt er auch gerennt." Ebenso erscheint der Teufel, wenn man ihn nennt (d. h. wenn man mit seinen Gedanken bei der Sünde verweilt, verfällt man ihr), weshalb man seinen Namen durch drei Kreuze, durch „Gottseibeiuns" usw. ersetzte und gelegentlich wohl auch in der Schrift das Wort durch T*** oder T— andeutete.[4]) Auch bei den alten Römern war es wohl Furcht, was sie bewog, die Seelen der abgeschiedenen manes „die Guten" zu nennen, wie sie in der deutschen Mythologie „die

1) Vgl. R. Andree, Ethnograph. Parall. 63 f.

2) Werke I 124 = I 97 f. Hempel.

3) Das Tierreich im Volksmunde 111.

4) Vgl. Aug. Kopisch „Der schlesische Zecher" in Polles Liederbuche Pan Nr. 177.

Holden" heißen[1]), und dieselbe Bewandtnis hat es mit dem Namen Eumeniden „die Huldvollen", wie die Griechen die Rachegöttinnen nannten, um nicht Erinnyen zu sagen.[2]) Aus demselben Grunde hießen sie auch die namenlosen Göttinnen.[3]) Im allgemeinen nimmt die griechische Religion an, daß die Götter es hören, wenn man sie im Gebete mit ihrem Namen anruft. Eine wunderbare Wirkung des Namens spricht sich auch in dem weit verbreiteten Glauben aus, daß, wenn jemand das Ohr klingt, von ihm gesprochen werde.[4])

Überhaupt ist ja der Glaube allgemein, daß durch ein Wort Geister heraufbeschworen und gebannt werden, z. B. in Goethes Zauberlehrling. Und auch sonst verrichtet man Zauber durch Worte.[5]) In Grimms Märchen vom süßen Brei[6]) lauten die Zauberwörter „Töpfchen koche" und „Töpfchen steh", in einem anderen[7]): „Zicklein meck, Tischlein deck" und „Zicklein meck, Tischlein weg", in einem dritten[8]) „Tischlein deck dich", „Bricklebrit" und „Knüppel aus dem Sack" usw. Mephistopheles selber bedarf solcher Wörter.[9]) Lateinische Zauberwörter sind ista pista sista und daries dardaries astastaries[10]), alle feierlich gefaßt. Daher kommt es auch, daß das lateinische Wort carmen, Zauber*formel*, für Zauberei im allgemeinen gebraucht

---

1) Preller-Jordan, Röm. Myth. 3. Aufl. I 83. 2) Vgl. auch O. Weise, Charakteristik d. lat. Sprache 2. Aufl. § 109. 3) Eur., IT. 944. 4) J. v. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, 2. Aufl. Innsbruck 1871 S. 29 Nr. 194. 5) Sehr fein angedeutet wird die Zauberwirkung der Worte in G. Freytags Verlorener Handschrift I S. 49. 6) II 90. 7) II 212. 8) I 182. 9) Goethe XI 62. 63. 10) Cato, De re rust. 160; Kehr, Quaestiones magicae. Progr. Nr. 255, Hadersleben 1884, S. 14; eine lange altlateinische sinnlose Zauberformel s. in Fleckeisens Jahrbüchern f. Philol. 1884, 833; vgl. auch Plin. N. h. XXVIII 10 und Preller-Jordan, Röm. Myth. 3. Aufl. S. 127 ff.; über griechische Zauberformeln vergleiche man K. Wessely in den Wiener Studien VIII 175 ff. und desselben Philologen Ephesia Grammata (Wien 1886) nebst O. Crusius' reicher Besprechung dieses Buches in der Wochenschrift für klass. Philol. 1888 Nr. 36. Über das Zauberwesen der alten Skandinavier vgl. J. C. Pöstion in seiner Übersetzung der Frithjofssage S. 85 Anm. 30.

wird.[1]) Auch wird jedem Leser hier das alte Abrakadabra einfallen, von dem Dr. Mises[2]) sagt: „Gewiß ist es ein überaus kräftiges Wort, nur weiß man nicht wofür." Je unverständlicher solche Wörter sind, desto gewaltiger wirken sie auf die Einbildungskraft, desto zäher haften sie im Gedächtnis.

Auch die Beherung geschieht nach dem Volksglauben meist durch Zauberworte, und zwar muß das Wort (leise oder laut) wirklich ausgesprochen werden, aber ganz richtig, denn ein falsches Wort hat keine Wirkung.[3]) Diese tritt aber selbst dann ein, wenn sie nicht beabsichtigt ist. Daher rührt der Glaube an Omina, an glück- und unglückverkündende Worte. Wenn im griechischen und römischen Altertume ein solches fiel, das als gute Vorbedeutung aufgefaßt werden konnte, so glaubte man sich des guten Erfolges dadurch versichern zu können, daß man rasch sagte: „Ich nehme das Wort als gutes Vorzeichen." Bekannt ist hier der Zug außerordentlicher Geistesgegenwart, der von Alexander dem Großen erzählt wird.[4]) Als am Morgen vor der Schlacht bei Issus sein Freund Hephästion zu ihm eintrat und aus Versehen „Lebe wohl" sagte statt „Guten Morgen", erschraken alle ob des schlimmen Vorzeichens und nicht am wenigsten Hephästion selber. Der König aber sagte: „Ich nehme deinen Gruß als gutes Vorzeichen; denn die Verwirklichung deines Wunsches „Lebe wohl" hat den glücklichen Ausgang der Schlacht zur Voraussetzung."

Aber die Forderung des ausdrücklichen Aussprechens geht noch weiter. Bei den alten Dichtern, namentlich bei Homer, fühlen sich die Götter meist veranlaßt, fast möchte ich sagen verpflichtet, einen Betenden zu erhören, wofern sie nicht selbst vorher anders beschlossen haben[5]); aber es bedarf auch des ausgesprochenen Gebetes: sie greifen gewöhnlich nicht eher ein,

---

1) Ovid, Met. VII 148. 167. 424 u. ö. 2) Vier Paradoxa, Leipzig 1846, 75 = Kleine Schriften 308. 3) Grimms Märchen II 261. 4) Lucian, Pro lapsu inter sal. 8. 5) Dies letztere ist der Fall Hom. Il. II 411—419 (vgl. V. 6), III 297—302 (weil Zeus Achilleus ehren will), VI 304—311 und 475 ff. (vgl. 1—68), XII 162 bis 174 u. ö.

als bis das Gebet vollendet ist.[1]) Eine Ausnahme machen sie fast nur bei ihren erklärten Schützlingen.

Gustav Meyer erzählt in seinem anziehenden Buche Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde[2]) folgendes indische Märchen: „Tulisa, die schöne Tochter eines Holzhauers, ward eines Tages aus einem verfallenen Brunnen von der Stimme eines Unsichtbaren gefragt, ob sie sein Weib werden wolle. Ihre Eltern willigten ein, da ihnen großer Reichtum in Aussicht gestellt wurde. Tulisa lebte mit ihrem Gatten, den sie nur des Nachts sah, sehr glücklich. Eines Tages ließ sie sich von einer alten Frau, die sie besuchte, überreden, ihren Mann bei der nächsten Zusammenkunft um seinen Namen zu fragen: er beschwor sie, davon abzustehen, aber sie beharrte auf ihrem Verlangen. Da führte er sie ans Ufer des Flusses, stieg langsam ins Wasser, immer von neuem bittend, bis nur noch Kopf und Schultern sichtbar waren. Als sie auch da noch beharrte, rief er: „Mein Name ist Basnak Dau", und dabei erschien ein Schlangenkopf auf dem Strome. Tulisa stand in ihren alten zerlumpten Kleidern da, der Palast war verschwunden. Nach langer Wanderung mußte sie der bösen Schwiegermutter ihre Dienste anbieten; erst nach glücklicher Lösung ihrer Aufgaben wurde sie mit dem erlösten Gatten vereinigt." Bei den alten Römern durfte der Jupiterpriester (flamen Dialis) Ziegen, rohes Fleisch, Efeu und Bohnen nicht berühren, aber auch diese Namen nicht aussprechen, und bei den Römern wie bei den Griechen konnten heilige Handlungen durch ein Unheil bedeutendes Wort unwirksam gemacht werden; daher die Aufforderung der Priester vor solchen Handlungen, die Anwesenden möchten schweigen. Jäger werden sehr ungehalten, wenn man ihnen beim Auszuge auf die Jagd „Glück" wünscht. Anders

---

1) Hom. Il. I 35—43. 351—357. 450—457. 502—527. 114—121. X 273—295. 458ff. XXIII 769ff. u. ö. Od. IV 752f. mit Ameis' Anmerkung zu ἔπειτα und 761—767; Ovid, Met. VI 264. VIII 350. IX 700 u. ö. Propert. III 28 (30), 11f.

2) Berlin 1885, 204.

steht es natürlich um wirklich sündhafte Worte, um Überhebungen, die den Neid der Götter hervorrufen und die Strafe der Nemesis veranlassen. Daher fügt das Volk, wenn es sich oder einen anderen glücklich preist, ein „Unbeschrieen, Unberufen" hinzu, und die alten Griechen sagten in diesem Falle: „Ich bezeige der Nemesis (oder dem Neide) meine Verehrung."[1])

Daß man ferner sein Herz erleichtert, wenn man das, was darauf lastet, gegen einen anderen ausspricht, hat nicht bloß in der wohltuenden Teilnahme dieses anderen seinen Grund, vielmehr wirkt das Aussprechen auch unmittelbar und an und für sich nach dieser Richtung.[2]) Deshalb war es im Altertum, besonders bei Frauen Sitte, laut in der Einsamkeit auszusprechen[3]), was das Herz beschwerte, was man aber anderen nicht sagen durfte. Ein hübsches Beispiel hiervon erzählt Ovid[4]): Apollo hatte dem Phrygierkönig Midas wegen eines törichten Urteils über Musik Eselsohren wachsen lassen, die dieser unter der hohen morgenländischen Mütze, der Tiara, verbarg. Niemand erfuhr davon als der Barbier, der ihm das Haar zu schneiden pflegte. Das Geheimnis bekannt zu machen, wagte dieser nicht, aber verschweigen konnte er es auch nicht; es drückte ihm das Herz ab; denn schon im Altertum galten Barbiere als höchst geschwätzig.[5]) So ging er denn in die Einsamkeit, machte eine Grube in die Erde, flüsterte das Geheimnis hinein und füllte dann die Grube wieder aus. Darauf ging er erleichterten Herzens heim. Über die Grube aber wuchs Rohr und dieses flüsterte vom Winde bewegt unaufhörlich: „Midas hat Eselsohren." So ward das Geheimnis der Welt bekannt.[6]) — Im

---

1) Vgl. die Wörterbücher unter *προσκυνεῖν*. 2) Daher bezeichnet Euripides, IT. 43 dies Aussprechen geradezu als *ἄκος*. 3) *Λέγειν πρὸς αἰθέρα, πρὸς τὸν ἥλιον, γῇ τε κοὐρανῷ λέξαι, ἡλίῳ δεικνύναι*, efferre sub auras: Soph., El. 425 mit dem Schol., 634 ff., Eur., IT. 43 mit Köchlys Anmerkung; Med. 57 ff. 4) Met. XI 174—193. 5) Vgl. Passows Wtb. unter *κουρεύς*. 6) Dieselbe Geschichte wird von den Portugiesen und von den Mongolen als Märchen erzählt: Gust. Meyer, Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde, Berlin 1885, 190.

Harz ist nach einer handschriftlichen Aufzeichnung Friedrich Drosihns unter dem Volke der Glaube verbreitet, daß irgendein Leiden durch die Klagen des Behafteten gegen einen anderen auf diesen übergehe. Das zu verhindern, gibt der Klagende sich den Anschein, als klage er sein Leiden den Steinen. Ferner sagt R. Sprenger[1]), daß die Stelle aus Schillers Tell: „Was auch den Stein des Felsens muß erbarmen" auf alte Volksanschauung zurückgehe. J. Grimm schreibt Deutsche Myth. 2. Aufl. S. 595, wo er das Anvertrauen von Geheimnissen an den Ofen bespricht: „Auf ähnliche Weise wird der mütterlichen Erde, einem Stein, einer Pflanze geklagt und gebeichtet" (vgl. auch H. v. Kleist: „Ach daß ich einem Schäfer gleich mein Lied den Felsen klagen muß").

Doch zurück zu den oben erzählten Beispielen, in denen der böse Geist durch Kenntnis seines Namens unschädlich gemacht wird! Die Deutung dieses Zuges der Volkssage liegt nahe. Was ich benennen kann, das hab' ich erkannt. Der Name trifft überall das Wesen der Dinge so genau, daß wir damit zugleich den Einblick in das eigentliche Wesen der Dinge besitzen. Durch die Erkenntnis eines Dinges unterwerfen wir uns aber dies Ding, werden Herr darüber, machen es uns dienstbar. So wird auch dem Bösen seine Macht geraubt, wenn man es klar erkannt hat. Das Volk steht hier auf der Seite derjenigen Theologen und Religionsphilosophen, die da lehren, daß niemand, der eine klare Erkenntnis von dem Wesen der Sünde und ihrer Bedeutung hat, ihr verfallen könne, daß der klaren Erkenntnis gegenüber die Lockung der Sünde machtlos sei und alles Sündigen eine mangelhafte Erkenntnis des Wesens der Sünde voraussetze. Daß gegenüber solcher Einsicht die Sünde machtlos ist, das drückt Luther so schön aus mit einem Worte, das wieder auf die Volksanschauung zurückweist, wenn er von dem Fürsten der Welt sagt: „ein Wörtlein kann ihn fällen."

---

1) Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht V 274.

Aus dieser hohen Bedeutung der Kenntnis des Namens erklärt sich auch folgendes: Wenn ich einen verwünsche, dessen Namen ich nicht kenne, so ist meine Verwünschung gegenstandslos, sie kommt nicht an ihre Adresse, ich weiß nicht, wen ich verwünsche; mein Tun hat demnach keine Bedeutung. Daher wird die Verwünschung erst wirksam mit Nennung des Namens, wie denn auch in Kleists „Familie Schroffenstein" gleich zu Anfange Ruppert seinen Sohn Ottokar ermahnt, bei seinem Racheschwur den Namen dessen, dem die Rache gilt, nicht unausgesprochen zu lassen. Und nach einer ausdrücklichen Bemerkung des Aristoteles ist die Rache erst dann vollkommen, wenn der Bestrafte weiß, von wem und weshalb er gestraft worden ist. Daher kann Odysseus nicht widerstehen, dem Polyphem, dem er sich früher als „Niemand" vorgestellt hatte, vom Schiff aus seinen wahren Namen zuzurufen. Freilich wird dadurch auch Polyphems Gebet um Rache desto wirksamer und geht buchstäblich in Erfüllung.[1])

1) Wieviel bei Heilkräutern und anderen Arzneimitteln die Benennung zur Wirksamkeit beiträgt, erfahren wir aus einem Aufsatze von Karl Müller in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, 1896, Sp. 69f. Dort heißt es: „Je absonderlicher der Name klingt, um so größere Wirkung schreibt man dem damit bezeichneten Mittel zu. Wie viele Ausdrücke verdanken dieser Ansicht ihr Dasein! Das Volk besteht darauf, daß ihm nur Heilung geschafft werden kann durch Aalquappenöl, Schneckenöl, Schlangenöl, Viperöl und Ameiseneieröl; gemeint ist mit diesen unmöglichen Ölen der Dorschlebertran, oder vielmehr sie werden durch ihn ersetzt. Das feinste Erzeugnis glaubt man aber zu bekommen, wenn man Seejungfernfett verlangt. Hundsfett, Hasenfett, Igelfett, Otternfett, Kapaunfett, Murmeltierfett, Dachsfett, Bärenfett, Eulenfett, Reiherfett, Menschenfett, alle diese Fette werden in der Apotheke gefordert in der Überzeugung, daß sie wirklich vorhanden sind, daß z. B. das Menschenfett auf Anatomien wirklich ausgekocht wird, und mancher Provisor bestärkt das Volk noch in seinem Glauben durch die Frage, ob männliches oder weibliches gewünscht werde; was er ihm aber mit liebendem Erbarmen reicht, ist Schweinefett oder Vaseline (wie auch Rosegger in einer seiner Erzählungen vom Hasenfett trefflich ausführt). Solche Ausdrücke stammen zum Teil aus einer Zeit, wo die Apotheken tatsächlich die seltsamsten Arzneikörper auf Lager hatten, wie Elensklauen, Hechtzähne, Bocksblut

zum Teil tragen sie den Stempel neuester Erfindung oder doch wenigstens der neuerdings vorgenommenen Weiterbildung, insbesondere der Verstärkung älterer Namen an sich. Von Bittergallenmagentropfen verspricht man sich mehr Wirkung als von Aloetropfen, die doch damit gemeint sind, aber mit ihrem Namen nichts sagen. Je kräftiger die Bezeichnung, um so stärker ist die Wirkung des Heilmittels. Der Salmiakgeist heißt nicht nur Geisterschmiere, sondern auch Bösenwecker, das Kreosot Totenbeinstropfen, das Lykopodium (Bärlappsamen) Druidenmehl, Drudenfußmehl, Hexenmehl, Nixenstaub."

4.

Geschichte und Gebrauchsweise der Personennamen.

In der ältesten Zeit begnügte man sich in Deutschland mit einem Namen für jede Person, z. B. Siegfried, Dietrich; als aber mit der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit Handel und Gewerbe aufblühten und häufige Kauf- und Vertragsurkunden ausgestellt wurden, machte sich das Bestreben nach sorgfältiger Scheidung und daher auch die genaue Bezeichnung der einzelnen Bürger nötig. So sah man sich veranlaßt, Doppelnamen einzuführen, also zum Familiennamen noch einen Vornamen hinzuzufügen. Am ehesten läßt sich dieser Brauch natürlich in den Städten nachweisen, erst später auf dem flachen Lande. Von den Städten aber gingen diejenigen voran, in denen sich zuerst ein bedeutender Verkehr entwickelt hatte, d. h. diejenigen des Rhein- und Donaulandes, welche unter dem Einfluß von Frankreich und Italien frühzeitig eine höhere Gesittung angenommen hatten. Während hier schon im 12. Jahrhundert Doppelnamen erscheinen, begegnen wir ihnen in den übrigen Gegenden unseres Vaterlandes ein bis zwei Jahrhunderte später[1]); ja die Friesen und Juden haben sich erst am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts infolge staatlichen Zwanges der neuen Sitte gefügt.

---

1) In Köln a. Rh. finden wir Belege dafür schon seit 1106, in Zürich seit 1145, in Basel seit 1168. In Stuttgart war diese Neuerung schon am Ende des 13. Jahrhunderts völlig eingebürgert (vgl. K. Erbe, Die Ludwigsburger Familiennamen, Ludwigsburg 1901, S. 8), in Nordthüringen dagegen beginnt sie sich erst im 14. Jahrhundert einzubürgern (vgl. Burkas, die Ohrdrufer Familiennamen nach Herkunft und Bedeutung, Ohrdruf 1896, S. 3). Erst im 16. Jahrhundert sind die Doppelnamen in Deutschland allgemein geworden.

Je mehr aber die Einwohnerzahl Deutschlands wuchs und die einzelnen Familien sich innerhalb der Städte verzweigten, um so weniger reichten die bisherigen Unterscheidungsmittel aus, vielmehr sah man sich schließlich gezwungen, den zwei Namen noch einen dritten hinzuzufügen. Im Bürgerbuche von Frankfurt am Main (herausgegeben von Dietz 1897) erscheint zum erstenmal ein doppelter Vorname 1608; 1690—1740 finden wir schon 50 unter 80, davon 33 mit Johannes, 1741—1789 118 unter 133, davon 78 mit Johannes. Im östlichen Mitteldeutschland gehen die Fürsten und der Adel hierin voran, so Johann Friedrich der Großmütige, sein Bruder Johann Ernst und sein Sohn Johann Wilhelm im 16. Jahrhundert. Auf der Fürstenschule zu Meißen hatten 1571—1580 von 256 Schülern 12 Doppelvornamen, meist Adlige.[1]) In dem Bürgerverzeichnisse der altenburgischen Stadt Eisenberg, welches die älteste Kämmereirechnung bietet (1555—1556), ist noch kein Beleg für doppelte Vornamen zu finden, dagegen in der Bürgerliste des Jahres 1700 haben von 232 Personen bereits 36, d. h. 15 v. H., solche aufzuweisen. Und zwar sind dies folgende Namenpaare:

Johann (Hans) Georg	9 mal	Hans Balthasar	1 mal
Johann (Hans) Christoph	5 =	Hans Matthes	1 =
Peter Paul	4 =	Hans Michael	1 =
Johann Friedrich	4 =	Johann Wilhelm	1 =
Johann Andreas	3 =	Johann Abraham	1 =
Johann Christian	2 =	Johann Ewald	1 =
Hans Ehrhard	1 =	Curt Ernst	1 =

Christoph Samuel 1 mal.

Dabei ist beachtenswert, daß auch hier fast überall wie in Frankfurt an erster Stelle der Name Johann oder Hans erscheint und nur in sechs Fällen statt dessen Peter, Curt und Christoph auftreten.

---

1) Vgl. Angermann, Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1887 Nr. 99, S. 605.

Unter 94 Vornamen der Schüler des Coburger Gymnasiums finden sich 1691 34 Doppelnamen, darunter 28 mit Johannes. Im 18. Jahrhundert sind zwei oder mehr Vornamen für eine Person in Nord- und Mitteldeutschland nahezu allgemein.

Während die bisher besprochenen Familiennamen betreffs ihres Ursprungs mit den Vornamen übereinstimmen, kommen nach und nach auch andere auf, die sich von den altgermanischen Einzelnamen (Siegfried, Dietrich usw.) in der Weise unterscheiden, daß sie dem Träger nicht von den Eltern, sondern von Fremden beigelegt werden. Und zwar entlehnt man sie entweder von der körperlichen oder geistigen Beschaffenheit (Rot, Schwarz, Klein, Groß, Fromm, Treu, Edel, Gut) oder vom Stande und Gewerbe (Richter, Schulze, Schuster, Stöcker, Schneider, Meier)[1]), von der Heimat, aus der der Betreffende eingewandert ist (Ungar, Baier, Schwabe, Bamberger, Erlanger, Frauenhofer, Lauterbacher, Steintal, Friesendorf) oder von der Lage des Hauses, in dem er wohnt (Amtor, Zumbusch, Vorberg), und von dessen Namen (Adler, Hirsch, Falke). Der Adel wird natürlich meist nach seinem Stammsitz zubenannt.[2])

---

1) Daß die Personennamen vielfach aus Gattungsnamen (Müller, Böttcher u. a.) entstanden sind, kann man noch daraus erkennen, daß sie im Volksmunde namentlich Süd- und Mitteldeutschlands oft den Artikel erhalten, z. B. der Müller, der Böttcher, wie denn bei Frauen in ganz Deutschland gesagt wird die Müller(i)n, die Böttcher(i)n oder (niederdeutsch) die Müllersche, die Böttchersche. Ähnlich verhält es sich mit Ortsnamen wie Friedrichshaide, Aue, Hardt, die im Volksmunde oft mit dem bestimmten Artikel versehen werden, z. B. in gehe auf die Aue, in die Hardt, nach der Friedrichshaide; er ist auf dem Giebichenstein (= in Giebichenstein bei Halle), auf dem Dürrenberg (= in Dürrenberg).

2) Unsere Heldenpoesie zeigt, daß zu dem Personennamen schon frühzeitig die Bezeichnung des Volkes, des Landes und der Stadt, aus der der Betreffende gebürtig war, hinzutrat, z. B. Rüdiger von Bechlaren, Irinc der von Tenemarke, Dietrich der Bernäre. So heißt auch der größte höfische Dichter des Mittelalters nach seinem bei Ansbach gelegenen Heimatsorte Wolfram von Eschenbach, andere Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg usw.

Beachtenswert erscheint nun, daß in manchen Gegenden Deutschlands dieselbe Person bei mündlichem und schriftlichem Gebrauch verschiedene Namen aufweist, z. B. in Bayern, Baden und vielfach auch in Sachsen. Den Familiennamen verwenden die Leute nur amtlich als Unterschrift, der Hausname sagt, wer und was der Mann ist. Der Schreibname ist vom Standpunkte des Bauerntums wesenloser Klang, denn einen solchen hat auch der Inwohner, aber einen Hausnamen führt nur der erbgesessene Bauer, und er ist so stolz darauf wie die ältesten Adelsgeschlechter auf ihre Stammnamen. Bezeichnend sind folgende Beispiele: Amtmann: Sind alle Zeugen da? — Ja. — Ist der Ortegel darunter? — Niemand antwortet. — Amtmann (zu einem der Zeugen): Na, ist Er denn nicht der Ortegel? — Ortegel: Nein, so schreib ich mich bloß. — In Hohenbergen bei Mühlhausen in Thüringen hatten vor etwa zwanzig Jahren (heute wird es nicht viel anders sein) alle Bauern Beinamen, und nur diese waren dem Volke geläufig.[1]) Ich selbst erkundigte mich in Niederbayern nach dem besten Gasthof in Lam. Ein Landmann antwortete: „Gehen Sie nur zum Geigenwirt." „Schön, sagt ich, wie heißt denn der?" „Geigenwirt." „Ja wie ist denn aber sein Name?" „Ach, Sie meinen, wie er sich schreibt? Du", wandte er sich an seinen Begleiter, „wie schreibt sich denn der Geigenwirt?" Nach einigem Besinnen sagte dieser: „Ich glaube, Brandl."

Wie der Sprößling einer Eiche keinen anderen Namen erhalten kann als die Mutter, so wird auch nach moderner europäischer Volkssitte dem Kinde der Familienname seines Vaters angeboren, und dieser Name ist so unzertrennlich von

---

1) Solche Beinamen, die vielfach auf dem Spotte der Mitmenschen beruhten, sind in früherer Zeit häufig zu richtigen Familiennamen geworden. So erklären sich Personennamen wie Kuhfuß, Glotzauge, Breitenbauch, Hasenohr, Schweinerüssel, Angstwurm, Bullenhals, Bocksstirn, Flegel, Zänker, Haberecht, Grobe, Lässig, Mannteuffel, Ungeraten, Unbescheiden, Tunichtgut, Ungelenk, Saufaus, Schwenkenbecher, Schmeckebier, Liebenwein, Füllbauch, Ißkraut, Eßkuche, Reimschüssel (räume die Schüssel) u. a.

ihm, daß er ihm, den Fall der Verheiratung der Frau ausgenommen, die eben damit aus der väterlichen Familie aus- und in eine andere Familie eintritt, nur durch einen Akt der Willkür entrissen werden kann. Willkür ist auch die Verstümmelung des eigenen Namens durch Anpassen an eine fremde Sprache oder Übersetzung in eine solche, wenn nicht ein unabweisbarer Beweggrund vorliegt. In der durchweg auf feinster psychologischer Beobachtung aufgebauten Novelle von A. Roland (Alfred Schöne) „Der blaue Schleier" sagt der elegante Geschäftsführer eines Hotels: „Sehen Sie, wenn ich mich Jean nenne, worüber Sie mich oft aufzogen und mein Stiefvater mich nicht wenig gepeinigt hat, so sieht ein jedes gleich, daß ich ein gebildeter Mensch bin, der französisch kann. Heiß ich mich aber einfach Johann, wie ich getauft bin, so machen erstlich alle, die auch nicht mehr sind als ich, schlechte Späße über den gemeinen Namen oder sprechen ihn garstig aus, und sodann erwartet jeder dabei einen Menschen, der nicht gebildeter zu sein braucht als ein Hausknecht und nicht aufgeklärter als ein Holzfuhrmann. Und damit ist mir dann freilich nicht gedient. Denn es ist für unsereinen schwerer als man denkt, den Leuten, die es nicht schon wissen oder es uns nicht glauben wollen, zu beweisen, daß wir höhere Bildung haben."

Legt aber dies Jean für Johann, nach dessen Muster namentlich oft deutsche Mädchen sich Claire, Amélie, Félice usw. schimpfen lassen, ein beredtes Zeugnis ab für die traurige, hier meisterhaft gezeichnete Halbbildung, so noch mehr die Verstümmelung von Familiennamen. Es ist geradezu widerlich, wenn sich ein Bamberger Vambéry nennt, ein Oswald O'Swald, ein Miller M'Iller, ein Wollschläger Wolfzlegier, ein Karl Riese Charles Rièse, ein Elzinger Ellezinguer und ein Sengerle Seinguerlet. Denn diese Personen sind Deutsche und leben sämtlich in Deutschland, nur Bamberger hat seinen Wohnsitz in Pest. Ich tadle solche Namensentstellung nicht, wenn ein Mensch unter ein fremdes Volk kommt und seine Nationalität tatsächlich einbüßt, wie der englische Staatsmann Goschen, der früher als Deutscher Göschen hieß; oder wenn

er unter einem Volke weilt, das unfähig ist, seinen Namen auszusprechen. Der bekannte Staatsmann v. Möllendorf mußte seinen Namen in China der chinesischen Zunge anpassen und sich Me-lin-to nennen, und auch dem Herrn Schneitzelhöfer, der in Paris Musikunterricht gibt, kann man es nicht verargen, daß er auf seine Karten drucken läßt M. Schneitzelhöfer, prononcez Bertrand, nachdem er gesehen, daß die Franzosen nicht imstande sind, seinen Namen richtig auszusprechen. Wenn aber v. Möllendorf, nach Deutschland zurückgekehrt, die chinesische Namensform beibehalten wollte, so würde das niemand gutheißen können. Auch die Latinisierungen wie Noltenius, Mathesius sind nicht schön, aber immerhin noch erträglicher als die mehr in Mittel- und Süddeutschland üblichen Übersetzungen ins Lateinische oder Griechische. Wenn sich ein Fischart Ellopoſklerus (d. h. Fischhart) nennt, so tut er dies als Humorist; wenn sich aber ein Schwarzert Melanchthon (d. h. Schwarz-Erd) schreibt, so ist das einfach geschmacklos. Geradezu barbarisch aber muß man es nennen, wenn unsere Theologen luthérisch sagen statt lútherisch und von dem Evangelium Sankt Lucä reden. Ähnlich steht es um Übersetzungen von Personennamen in neuere Sprachen. So sind in gewissen Orten Belgiens die Devrient (d. h. de Vrient, holländisch für „der Freund"; die französische Aussprache des Namens ist also verkehrt) und die Lamey (l'ami) ursprünglich eine Familie, und in französischen Kolonien in Deutschland finden sich Berger und Schäfer, die auf gemeinsamen Ursprung zurückgehen. Was bei solcher Übersetzung herauskommen kann, davon gibt K. Andresen[1]) ein lehrreiches Beispiel. Eine aus Deutschland nach Amerika gewanderte Familie Feuerstein ließ sich dort Flint nennen, wie der Feuerstein im Englischen heißt; spätere Nachkommen aber hielten dies für deutsch (Flinte) und übersetzten es in Gun, wie jetzt der Name der Familie lautet.

Anders verhält es sich, wenn der Name eines Menschen von anderen Menschen absichtlich verstümmelt wird. Wer wollte

1) Über deutsche Volksetymologie, 4. Aufl., S. 164.

es jemand übelnehmen, wenn er sorgfältig darüber wacht, daß das nicht geschieht? Nicht bloß aus praktischen Rücksichten im Interesse der Genauigkeit und zur Verhütung von Mißverständnissen müssen wir dagegen einschreiten, sondern, wenn wir aufrichtig sein wollen, auch deshalb, weil Entstellungen von Namensformen unser Gefühl verletzen, weil wir der Namensform gegenüber etwas empfinden, was man wohl nicht mit Unrecht Pietät nennt. Der Familienname Liebenam scheint dafür zu sprechen, daß man einst „der liebe Name" sagte, wie man vom lieben Gott, der lieben Zeit, dem lieben Brot, der lieben Sonne usw. spricht. Ein Herr Pipenbrinck in Mecklenburg (er selbst hat es meinem Gewährsmanne erzählt) fand auf der Schneiderrechnung seinen Namen Pfeifenbrinck geschrieben. Auf seinen Einwand, er heiße Pipenbrinck, sagte der Schneider: „Ja, dat seggt mer woll, aber man schrieft dat doch nich." Den Kammacher Niehus in Eisleben nannten viele Leute Neuhaus. Wenn Kinder einander schimpfen oder beschimpfen wollen, so ist das nächste, daß sie die Namen verdrehen, gleichsam als ob sie damit die Person am unmittelbarsten träfen. So erzählt Professor Polle, er habe sich als Knabe ernstlich beleidigt gefühlt, wenn seine Mitschüler seinen Namen in Pole, Bulle oder auch in Pulle, Puhle und ähnliche bedeutungslose Wörter verdrehten, und ebenso, wenn sie sangen:

Polle widi wolle
Widi wokus kandolle
Widi wokus kandokus
Katholischer Polle.[1])

1) Ebenso berichtet Dunger (Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande, 2. Aufl., S. 110) von Verdrehungen der Namen Gottlob, Max, Anna u. a.: „Gottlob, Gottlieb, Gottleberecht, du bist ein alter Schinderknecht", „Max hat Beine wie ein Dachs", „Anna widibanna Konditor kondanna, krummbeinige Anna"; ferner O. Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen I, S. 28: „Paul Widewaul, Kandeifels Kandaul, Kanditor Kandaul Krummbeiniger Paul" und II, S. 29: „Fritz Widewitz, Widewungkus Kaditz, Widewokus Katockus, Katholischer Fritz." „Klaus fiedelt die Maus". Vgl. auch Andree, Braunschweiger Volkskunde S. 453: „Uldrich, Buldrich, Käkebein', lät sik vor 2 Pennig sein" u. a.

Und auch Goethe ist von einer derartigen Behandlung seines Namens wenig erbaut. Im zehnten Buch von „Wahrheit und Dichtung" erzählt er aus seiner Straßburger Zeit, Herder habe ihm geschrieben:

Wenn des Brutus Briefe dir sind in Ciceros Briefen,
Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Prachtgerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der du von Göttern stammst, von Gothen oder vom Kothe,
Goethe, sende sie mir.

„Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen."[1])

Doch kann die Namensänderung auch vom Träger des Namens selbst aus besonderen Gründen vorgenommen werden.

---

1) Anders liegen die Verhältnisse, wenn die Namensänderung als Zeichen einer Wesens- oder Standesänderung vorgenommen wird. Wenn in der griechischen und römischen Mythologie Menschen unter die Götter versetzt werden, so erfordert eine so gewaltige Umwandlung nach volkstümlicher Anschauung auch eine Änderung des Namens: Romulus wird Quirinus, Hersilia Hora, Äneas Indigetes, Ino und Melikertes Leukothea und Palämon, Semele Thyone, Hippolyt Virbius usw., und nomen mutare „den Namen ändern" bedeutet geradezu Vergötterung. Ähnlich wird nach einer gewaltigen inneren Umwandlung aus einem Saulus ein Paulus, und der vom Herrn berufene Simon erhält den neuen Namen Petrus. Namensänderung ist ferner verbunden mit der Verheiratung der Frau, mit der Annahme an Kindesstatt, mit dem Eintritt ins Kloster, mit der Annahme des Lordtitels, gelegentlich auch in Deutschland mit Erteilung des Adels. In den Augen des Römers aber war etwas Ähnliches wie Vergötterung die Erhebung zum römischen Bürger. Ein fremder Fürst, der römisches Bürgerrecht erhielt, nahm daher in der Regel den Geschlechtsnamen des Kaisers an, dem er das Bürgerrecht verdankte, wie auch einen römischen Vornamen, behielt aber als Beinamen seinen alten einheimischen Namen, vielleicht, wenn er zu barbarisch klang, mit etwas romanisierter Endung.

Ich kenne Leute namens Teufel oder Kuckuck, die sich umgetauft haben, weil sie und andere an ihrem Namen Anstoß nahmen. Wenn jemand Rindfleisch, Kalbfleisch, Mondkalb, Schweinigel oder ähnlich heißt, wird man ihm diese Metamorphose nicht verargen; denn leicht kann es ihm gehen wie jenem Offizier, den ein deutscher Fürst nach seinem Namen fragt: Dieser antwortet: „Frosch." „Bitte, wie?" „Ich heiße Frosch." „Ich bedauere, Sie noch einmal um den Namen bitten zu müssen." „Frosch." „Verzeihen Sie, ich verstehe immer Frosch."

Von seiten der Regierung wurde die Umnennung der Juden im Anfange des vorigen Jahrhunderts durchgesetzt. Seitdem erscheinen bei uns Namen wie Löwental, Veilchenfeld, Rosenstock, Liliental u. a.

Anhang.

Einiges über die Personennamen in der Mundart.

Zu den Eigentümlichkeiten der Volkssprache gehört die häufige Verwendung von Personennamen im allgemeinen Sinne. Dabei sind vornehmlich drei Gebrauchsweisen zu beachten, von denen die Heranziehung der Vornamen zur Bezeichnung einer körperlichen oder geistigen Eigenschaft am weitesten verbreitet sein dürfte; gewöhnlich liegt dabei ein tadelnder Sinn vor. Im Altenburgischen, in den übrigen Gebieten Thüringens und weit darüber hinaus versteht man unter Toffel (= Christophel), Stoffel (dasselbe), Hans einen beschränkten, täppischen Menschen, unter Bartel (= Bartholomäus) einen schmutzigen, unter Rüpel (= Ruprecht) einen flegelhaften, unter Mieke (= Mariechen) eine unangenehme Person; in anderen Gegenden Deutschlands kommen andere Ausdrücke in diesen oder ähnlichen Bedeutungen vor. Häufig fügt man auch noch einen erläuternden verdeutlichenden Zusatz bei wie in den Wortverbindungen Hans Taps, Faselhans, Spielhans,

Schmutzbartel, Dreckbartel, Saubartel, Schweinebartel, Stottermatz, Heulpeter, Mährfriede, Schmierfriede, Sauflotte, Freßlotte, Matschliese, Trödelliese, dumme Liese, faule Grete usw.[1])

Eine zweite hierhergehörige Erscheinung ist die Verwendung von Vornamen im Sinne von Appellativen. Sie beschränkt sich auf eine geringere Zahl von Ausdrücken mit viel kleinerem Verbreitungsgebiete. So wird der Pfefferminzlikör in manchen Gegenden Deutschlands (namentlich in Mittel- und Oberdeutschland) als sanfter Heinrich bezeichnet, so die Mehlsuppe (in Schlesien) als blauer Heinrich, der Reisbrei als stolzer Heinrich, die Buchweizengrütze als Bokwetenhinrik; das Koventbier hieß um 1840 in Bayern Heinzel (= kleiner Heinz), das Schöppenstedter Bier um 1492 armer Heinke. Das Brot erscheint den Soldaten vielfach als Kommißnickel (= Nikolaus) und ein bekanntes westfälisches Gebäck als Pumpernickel (d. h. pumpernder, gewichtig aufschlagender und aussehender Nikolaus). In Berlin wird die Schnapsflasche Karline (= Karoline), in Leipzig ein alter Männerrock alter Gottfried und der Abort neben Tante Meier auch Lottchen genannt. Zuweilen beruht die Wahl des Namens bloß auf beabsichtigter Verdrehung, zumal wenn das Appellativum formell an einen Namen anklingt wie Kopp (= Kopf) an Jakob (daher die Wendung: du kriegst eins auf den Jakob) oder wie Katarrh an Katharina. So findet sich schon im Simplicissimus das letztgenannte Wort im Sinne von Diarrhöe oder Darmkatarrh („die schnelle Katharina" I, S. 217 der Ausgabe des Stuttgarter literarischen Vereins von Keller 1854).

An dritter Stelle haben wir eines Gebrauchs von Personennamen zu gedenken, der sich besonders in kurzen Vergleichen oder sprichwörtlichen Wendungen findet. Das Volk liebt es ja

---

1) Leipziger Bezeichnungen dieser Art stellt Albrecht zusammen, Leipziger Mundart § 166 b, schwäbische K. Erbe, Schwäbischer Wortschatz S. 18, z. B. Annenmergelein von Anna Maria = ängstliche, weinerliche Frauensperson, Poppel von Poppo = beschränkter Mensch.

außerordentlich, sich bildlich auszudrücken. Während der Gebildete spricht „er macht ein böses Gesicht", sagt der gewöhnliche Mann dafür deutlicher, anschaulicher und für die Phantasie greifbarer „er macht ein Gesicht wie vierzehn Tage Regenwetter"; für „er ist sehr klug": „er ist klug wie ein Torschreiber"; für „du siehst mich erstaunt an": „du siehst mich an wie die Kuh das neue Tor" usw.[1]) So verwendet er häufig auch Personennamen. Bisweilen werden diese auf eine bestimmte Persönlichkeit und ein bestimmtes Vorkommnis zurückzuführen sein und haben sich dann in dieser Verwendung erst weiter ausgebreitet, häufig aber sind sie sicher lediglich erfunden, um die Ausdrucksweise etwas anschaulicher und kräftiger zu machen. Von den Personennamen erscheinen bald Vor- bald Zunamen so gebraucht, bald auch beide zusammen; mitunter wird noch eine Ortsangabe zur Bezeichnung der Herkunft hinzugefügt. Öfter können wir sie schon im älteren Nhd. belegen; z. B. steht im Simplicissimus: „also saß ich da wie Matz von Dresden und wußte mir nicht zu helfen" (vgl. Keller I, S. 291 und 234; aber auch Crecelius, Oberhessisches Wörterbuch, S. 581). Selten läßt sich nachweisen, welchem Vorgange oder welcher Tatsache die Redensart ihre Entstehung verdankt, so „nach Adam Riese", die von einem Rechenmeister des 16. Jahrhunderts herrührt, welcher 1518 und 1522 volkstümliche Rechenbücher herausgab († 1559 in Annaberg) oder „hier geht es zu wie auf Matzens Hochzeit", worüber Söhns in seiner Schrift über die Parias unserer Sprache, S. 5, Auskunft gibt.[2]) Ähnlich verhält es sich mit der Wendung „das kann Lehmanns Kutscher auch", die zuerst in der Berliner Posse „Kläffer" von Wilken vor-

1) Zahlreiche Belege dieser bildlichen Ausdrucksweise habe ich im Anhang meiner Syntax der Altenburger Mundart, S. 159 ff., zusammengestellt.

2) Im 15. Jahrhundert erschien in Süddeutschland, wahrscheinlich in Bayern, ein sehr umfangreiches Gedicht von H. Wittenweiler, genannt der Ring, dessen Handlung in der Vermählung Mätzlis oder der Matz (d. h. Mechthild) mit Berthold Triefnas gipfelt. Bei dieser Hochzeit ging es sehr bunt zu.

kommt[1]), und mit der besonders in Berlin gebräuchlichen Redensart „er sitzt da wie Exzellenz bei Bouché", die sich aus dem Café in der Gärtnerei des gleichnamigen Herrn in der Blumenstraße herleitet. Auch werden ab und zu Geschichten erzählt, aus denen sich diese oder jene Redensart erklärt, doch ist hier die Phantasie vielfach außerordentlich tätig im Erfinden, so daß man mit solchen Erzählungen sehr vorsichtig sein muß. So berichtet Regel, Ruhlaer Mundart S. 124, über das Ruhlaische Sprichwort: „es schüttelt ihn wie den Farnrodischen Töpfer", es sei darauf zurückzuführen, daß in früheren Jahren in Farnrode bei Ruhla ein Weber namens Töpfer, der vom Schlage getroffen worden sei, oft heftig zitternd vor seiner Tür gestanden habe, und derselbe Gewährsmann leitet die Redensart „er lauert darauf wie Heudaniel auf den Zaunkönig" von dem Namen des Ruhlaers Johann Daniel Robes ab, der statt eines Zaunkönigs, den er fangen wollte, eine tote Maus in seinem Netze fand. Etwas besser beglaubigt ist die Identifizierung des Namens „Peter Meffert", der besonders in abweisenden Antworten auf überflüssige oder vorwitzige Fragen verwendet wird. Nach Schwetschke, Geschichte des L'Hombre 1863, S. 26, war dieser (Pieter Mefferdt) im 17. Jahrhundert ein Spielkartenfabrikant in Amsterdam, weshalb auch Johann Lauremberg in seinem vierten Scherzgedicht von alamodischer Poesie und Reymen die Spielkarten Peter Mefferts Buch nennt. Bedenkt man aber, daß nach Lappenberg in seiner Ausgabe Laurembergs (Stuttgart 1861) eine scherzhafte Redensart in Lübeck lautet „Peter Meffert hat Waren feil" und daß man in Berlin Peter Meffert im Sinne von „Gestank" gebraucht (vgl. Der richtige Berliner, 4. Aufl., S. 74), so wird man an dieser Erklärung irre, wenigstens muß die letzte Bedeutung durch Einmischung von mundartlich „meffen, müffen, stinken" zustande gekommen sein.

1) Diese hat übrigens in Berlin die Variante „das kann Fetschows Hausknecht auch". Ähnlich erklärt sich die Berliner Redensart: „Feodor, du bist ja furchtbar nett" aus der Posse „Bädeker" von Georg Belly, worin Laura sagt: „er ist furchtbar nett."

Ich verzeichne nun noch eine Reihe von Wendungen, deren Ursprung noch unsicherer ist und die bald auf ein engeres Gebiet beschränkt, bald weiter verbreitet sind. In Berlin sagt man von einem, der nicht viel gelernt hat: „Du bist wohl bei Pfeifern in die Abendschule gegangen?" Berlinisch ist auch ursprünglich: „Immer ruhig Blut, Anton!", woneben in der Reichshauptstadt noch vorkommen: „Anton, steck den Degen ein!" und „Anton, mach den Leim warm!" ferner: „Nun ist's aus mit Aßmann, die Violine liegt im Graben" (von einem stark Betrunkenen); „er ziert sich wie Lehmann im Sarge mit der Zitrone"[1]); „er kommt wie Seebach um die Klöße" = es entgeht ihm etwas, was er gern gehabt hätte; „nun will ich dir einmal einen Kognak geben, der soll Otto Bellmann heißen" = (etwas ganz Vorzügliches); „Bielefeld bezahlt alles"; „dankend erhalten, Kalitschke" (Quittungsformel). Aus Leipzig sind mir folgende Wendungen bekannt: „er hat den Kopf voll wie Reimann die Mütze" (= er hat viel Sorgen); „er ist so dumm wie Schefflern sein Schwein" oder „wie Lawerenzchens Kind", „das sieht Pietsch im Finstern", „ein Kerl wie Schachtellieschen" (= geziert, geschniegelt); auf die Frage: „was wollen wir jetzt machen?" erfolgt häufig die Antwort: „wir wollen zum alten Läppsch auf den Brühl gehen"[2]) (= wir wollen scherzen). Statt „das ist etwas anderes" hört man auch sagen: „das ist ein ander Korn, sagte Mehlhorn."[3]) Aus dem Elsaß[4]) stammen Redensarten wie „der teilt aus wie 's Hirte Hanse Eier-

1) Zitronen werden in vielen Gegenden Deutschlands den Toten mit in den Sarg gegeben.

2) Läppsch ist substantiviert aus läppisch; es soll also heißen „wir wollen uns ein wenig albern oder läppisch benehmen, belustigen". Vgl. auch Dähnhardt, Volkstümliches aus Sachsen I, S. 100.

3) Auch mit der Fortsetzung: „und Mehlhorn war ein gescheiter Mann; der konnte ein Gerstenkorn von einem Mäusedreck unterscheiden".

4) Aus Brumath im Elsaß. Vgl. Berliner Tageblatt vom 10. Mai 1901.

kuchen", „das iſt weiß wie 's Sepples Hoſe" und „der iſt mutwillig wie 's Jennys Geisbock". Altenburgiſch iſt: „i du meine Güte, ſagte Müller Friede" und „einmal geht's, ſpricht Scheit". Ziemlich in ganz Deutſchland verbreitet dürften ſein: „guten Morgen, Herr Fiſcher" und „er weiß, wo Bartel den Moſt holt"; weit verbreitet ſind auch Wendungen wie „er iſt frech wie Oskar" und „du ſtehſt da wie Ilſe" (= ſteif, unbeholfen).

5.

Die Zahl im Volksmunde.

Zu den Zahlen, die vom Volke bevorzugt und besonders häufig gebraucht werden, gehören die runden (10, 100 und 1000) und die ungeraden von 1 bis 15. Die Vorliebe für jene ist gemeindeutsch; denn der gewöhnliche Mann nimmt gern den Mund etwas voll und rundet nach oben ab. Echt volkstümlich ist es daher, statt „das habe ich dir schon dreimal gezeigt" zu äußern: „Das habe ich dir schon zehnmal (hundertmal oder tausendmal) gezeigt." Weit verbreitet sind auch Wendungen wie: „Das kann der Zehnte nicht vertragen", „er weiß das zehntemal gar nicht, was er will", „mich bringen zehn Pferde nicht vom Flecke", „ein Wort für zehn"; dagegen beschränkt sich auf ein engeres Gebiet der altenburgische Ausdruck „wenn zehnmal" im Sinne von „wenn gleich" als Antwort auf einen Einwand. Z. B. spricht August zu Emil: „Sag einmal Otto, er solle heute abend ein bißchen zeitig kommen." Darauf erwidert Emil: „Der kann nicht; er hat gerade heute viel zu tun." August aber weist das zurück mit den Worten: „Wenn zehnmal, er muß."

Ebenso beliebt sind die ungeraden Zahlen von 1 bis 15, namentlich diejenigen von 1 bis 9. Sie begegnen uns nicht selten in Zusammensetzungen, in stehenden Wendungen und in Liedern. Wie im Mhd. vor allem ein, drî und niune in Kompositis zur Verstärkung des Begriffs dienen, so im Nhd. 9. Im Altenburgischen und in der Leipziger Mundart (vgl. Albrecht, Leipziger Mundart, S. 175) ist ein neunhäutiges Mannsen ein durchtriebener Mann und ein Neuntöter ein kraftbegabter Mensch, im Ruhlaischen aber gilt du neuneckiges Hammelsheit (= Hammelskopf; heit = ahd.

houbit, Haupt) als derbes Schimpfwort.[1]) Damit läßt sich vergleichen niederdeutsch nägenklook, neunklug und Leipzigisch neungescheit (Albrecht a. a. O., siehe auch Schmeller, Bayer. Wörterbuch 1, 697; Frommann, Mundarten 3, 6. 359. 6, 375) sowie neundrähtig (Frommann, Mundarten 6, 84), wofür im Elsaß neunmal gescheit und in Leipzig auch neunmal klug (und zehnmal dumm) vorkommen. Nur nebenbei will ich an volkstümliche Pflanzennamen wie Neunkraft und Neunheil oder an Personennamen wie Neunübel erinnern. In vielen Gegenden unseres Vaterlandes ist bezeugt siebenklug und siebengescheit, ebenso der Personenname Siebenhaar. Bei dem altenburgischen Ausdrucke Dreitratsch (derb auftretender Mensch) kann man in Zweifel sein, ob im ersten Teil der Zusammensetzung das Adverbium drein oder das Zahlwort drei zu suchen ist, wie in den Personennamen Dreikorn, Dreifuß[2]) u. a.

Von formelhaften Wendungen sind außer den gemeindeutschen (böse Sieben, Siebenmeilenstiefel, ein Gesicht wie 3 oder 7 (nicht 8!) Tage Regenwetter, seine sieben Sachen zusammenpacken, kurze fünfzehn machen) hierher zu rechnen die in Ruhla (Regel, Ruhlaer Mundart, S. 245) und in Salzungen (Hertel, Thüringischer Sprachschatz, S. 173) übliche Redensart aus neuner Herren Ländern (= aus aller Herren Ländern) und die gleichfalls Ruhlaische Ausdrucksweise ihr sind neun Teller voll Erbsen ein Papagei (= sie ist sehr dumm). Dazu gesellt sich im östlichen Thüringen die Wendung: Wir sind verwandt, aber von sieben Beeten ein Kloß (neben von vierzehn Beeten ein Kloß), d. h. wir sind weitläufig verwandt, wofür es im Egerländischen heißt

1) Zu erwähnen ist ferner die altenburgische Redensart: Der sieht durch neun Paar Lederhosen durch (auch mit dem Zusatze wenn ein Loch drinne ist), die man von einem scharf blickenden Menschen gebraucht.

2) Der Name Dreifuß wird von den Juden selbst meist ganz anders erklärt, vgl. u. a. Wilh. Tobler-Meyer, Deutsche Familiennamen, S. 194.

aber aus sieben Suppen ein Schnipsel, und auch im Schwäbischen aber aus sieben Suppen ein Schnittele oder ûs der nînde suppe s' dinkeli (aus der 9. Suppe das Schnittchen). Ferner lassen sich damit zusammenstellen die Leipziger Redensarten seine sieben Haare flechten, nimm deine sieben gebackenen Birnen (= sieben Sachen) und geh und die böhmische seine sieben Zwetschgen zusammenpacken (= seine sieben Sachen zusammenpacken). Auch sind zu beachten der Salzunger Ausdruck er läßt dreizehn gerade sein (= altenburgisch er läßt fünfe gerade sein) und Leipziger Wendungen wie: Das Essen ist schon 15mal gewärmt, er bleibt auf seinen 15 Augen sitzen (= er beharrt bei seiner Ansicht); das stimmt wie eine Kirchenrechnung: 3 mal 9 ist 7. Namentlich erfreut sich die Zahl drei großer Beliebtheit. So heißt es unter anderem von einem Beschränkten: er hat bloß drei (nicht zwei oder vier) Sinne oder er kann nicht bis drei zählen und von einem Leichtsinnigen: er ist drei S (= As auf der Goldwage) zu leicht, von einem Kleinen: er ist drei Käse hoch; ebenso versichert man etwas in(s) drei Teufels Namen.[1])

Am häufigsten ist die Verwendung der ungeraden Zahlen im Kinderreime und im Volksliede. Fängt die spielende Jugend bei 1 zu zählen an, so hört sie gewöhnlich bei 3, 5 oder 7 auf. Daher entstehen Verse wie eins, zwei, drei, bicke, backe, heu, oder Säge-säge-bock-bock-bock, Schneider, Schneider flick mein'n Rock, wenn ich zähle eins, zwei, drei, muß das Röckchen fertig sei; ferner eins, zwei, drei, vier, fünf, strick mir ein Paar Strümpf uff.; eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, muß ich an dem Schiebbock (Schubkarren) schieben oder eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, wo ist denn mein Schatz

1) Als auffällig erwähne ich noch die altenburgische Verbindung: Er hat seinen neunundneunzigen Schleuder, d. h. er hat schlechte Laune oder er hat seinen Kopf für sich, die offenbar nicht mit dem Ausdruck Neunundneunziger für den Apotheker (der 99% verdient) im Zusammenhange steht.

geblieben oder eine alte Frau schabt Rüben, eine alte Frau schabt Speck, wer mich lieb hat, holt mich weg uff. Vielfach zählt man sogar bis dreizehn und reimt darauf Wer kauft Weizen?[1]) Beginnt dagegen die Zählung mit drei, so ist, mag nun addiert oder multipliziert werden, die Endzahl gewöhnlich neun; daher heißt es entweder dreie, sechse, neune, über eine Scheune uff. oder dreimal drei ist neune, über eine Scheune uff. Es gibt aber auch Ausnahmen von der Regel, z. B. in dem Verschen: Ist die schwarze Köchin da? Nein, nein, nein! Dreimal muß ich rummarschieren, das viertemal den Kopf verlieren, das fünftemal komm mit!

Ohne solche Reihenbildung kommt die ungerade Zahl im Kinderreime gleichfalls oft vor, z. B.: Wir treten auf die Kette, daß die Kette klingen soll, fein und klar, wie ein Haar, hat geklungen (gelebet) sieben Jahr, sieben Jahr sind um, Jungfer Bertha dreht sich rum uff. oder: Adam hatte sieben Söhne, sieben Söhne hatte er, sie aßen nicht, sie tranken nicht, sie hatten keine Weiber nicht und machten's alle so.

Ähnlich verhält es sich mit den Volksliedern, namentlich den Schnaderhüpfeln, die im Vogtlande als Rundas und im Koburgischen als Schlumperliedel bekannt sind. Einige Beispiele mögen das beweisen: Drei Wochen vor Ostern da geht der Schnee weg, da heirat' mei Schätzel, nachher hab' ich einen Dreck; drei Rosen im Garten, drei Lilien im Wald, der Sommer ist hitzig, der Winter ist kalt; da drüben und da draußen, da steht ein weiß Haus, da gucken drei Burschen zum Fenster heraus; dreimal ums Kämmerle, dreimal ums Haus, drei rote Nägele (Nelken) geben einen schönen Strauß; drei schneeweiße Gäns und ein bayrisches Mensch und ein Beutel voll Geld

1) Mit dreizehn fängt der Vers an: Dreizehn, vierzehn Schneider, die wiegen fünfzehn Pfund, und wenn sie das nicht wiegen, da sind sie nicht gesund.

ist mein Leben auf der Welt; drei Federn auf dem Hut, zwei blaue drunter, mei Schätzel schläft ein, wird wieder munter (Köhler, Volksbrauch im Vogtlande, S. 307); nächten ist's gewesen sieben Jahr, da mein Feinsliebchen gewandert war (Köhler, ebenda S. 300). Gegenüber diesen und anderen Belegen ist die Summe der Lieder, in denen gerade Zahlen vorkommen, sehr klein; auch läßt sich ihr Gebrauch in der Regel aus den Verhältnissen leicht erklären, so bei dem Kinderliede: Schnecke, Schnecke, Schniere, zeig mir deine Hörner alle viere!

Der tiefere Grund für die Bevorzugung der ungeraden Zahlen liegt offenbar in der Vorstellung von der geheimnisvollen Kraft, mit der diese ausgestattet sind. Daher finden auch hierzulande die meisten Hochzeiten am ersten, dritten und fünften Wochentage (dem Sonntage, Dienstage und Donnerstage) statt; ob indes diese Zahlensymbolik urdeutsch oder auf die von der pythagoreischen Lehre beeinflußten Anschauungen der Römer zurückzuführen ist, lasse ich dahingestellt.

6.

Geschwundenes Sprachbewußtsein.

Die Worte einer Sprache gehen in der Entwickelung ihrer Bedeutung nicht einen schnurgeraden Weg. Wer sie über das Gerüst eines logisch entworfenen Schemas spannen wollte, der würde sie zu Tode martern, den Geist frischen, leichtfertigen, kecken Lebens, ihre eigentliche Seele verscheuchen. In der Tat ist es oft wunderbar, was für Sprünge das leichtbeschwingte Volk der Wörter während seines oft wechselvollen Daseins vor uns aufführt. Hat man doch sogar behauptet, es gebe kaum zwei noch so weit voneinander abliegende Begriffe, die nicht doch möglicherweise, geschichtlich betrachtet, durch eine Reihe von Mittelgliedern miteinander verwandt wären und entweder der eine aus dem anderen oder beide von einem gemeinsamen Grundbegriffe herstammten. Wie himmelweit verschieden sind nicht an sich Gold und Papier; und doch treten beide in nahe Beziehung zueinander in dem Ausdruck Gulden, der zunächst eine Münze von Gold, dann aber auch durch Übertragung ein fast gleichwertiges Stück Papier (Papiergulden) bezeichnet. Ebensowenig hat von Haus aus die Vogelfeder etwas mit dem Stahl zu schaffen; aber seitdem der Gänsekiel einen metallenen Nebenbuhler gefunden hat, kennt man auch Federn von Stahl. Wie dort kein Mensch mehr an die dem Golde eigentümliche Farbe, seine Schwere, seinen Klang und andere Merkmale denkt, so hier niemand an die Eigenart des Stahles, sondern in beiden Fällen ist die Verwendungsart von entscheidendem Einfluß auf die Bedeutungsentwickelung gewesen. Das Sprachbewußtsein schwindet, man läßt von den ursprünglich dem Gegenstande anhaftenden und zukommenden Merkmalen eins oder mehrere fallen und hält nur ein bestimmtes fest, das die

Brücke zu der neuen Verwendungsart des Wortes ſchlägt. Für die Weiterentwickelung der Wortbedeutung iſt alſo das Verblaſſen der Grundanſchauung entſchieden erforderlich. Nur dadurch, daß ſie allmählich zu bloßen Zeichen für Begriffe herabſinken und ihr urſprüngliches Gepräge ſtark verwiſchen, wird es möglich, daß ſich neue Vorſtellungen daran anknüpfen, die nun allerdings oft in direktem Gegenſatz zur Grundbedeutung ſtehen.[1])

Eigentlich iſt es ein Unſinn, von einem alten Junggeſellen oder von einer alten Jungfer zu reden. Denn da augenſcheinlich alt dem in den genannten beiden Wörtern liegenden erſten Begriff widerſpricht, ſo liegt eine contradictio in adiecto vor, aber nur ſcheinbar. Denn die Grundbedeutung von jung tritt hier ſo zurück, daß man in den Begriffen Junggeſelle und Jungfrau nur noch die Unvermähltheit als weſentliches Merkmal empfindet. Ähnlich verhält es ſich mit den Begriffen Stadtälteſter und Landesälteſter, was oft ziemlich junge Leute ſein können wie die Senatoren in Rom (von senex, Greis) und die Presbyter in der reformierten Kirche. Auch garçon bezeichnet einen Kellner in jedem Alter. (Vgl. die Verbindung ein alter Knabe.) Ebenſo töricht muß es auf den erſten Blick erſcheinen, wenn wir von einem ſilbernen Hufeiſen oder von einer Stadt Düſſeldorf ſprechen.

1) Beiſpiele aus dem Lateiniſchen (vgl. navem aedificare mit aedes, Haus), Griechiſchen (vgl. τεῖχος οἰκοδομεῖν und οἶκος, Haus) und aus anderen Sprachen habe ich zuſammengeſtellt in der Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht X, S. 145 f. Das Wort pyxis, woraus das deutſche „Büchſe" entſtanden iſt, bedeutet eigentlich ein Gefäß aus Buchsbaumholz; man ſpricht aber auch von eichenen, ja von ſilbernen und goldenen Buchsbaumbüchſen, was um ſo auffälliger iſt, als die Ableitung von Buchsbaum im Griechiſchen ganz deutlich erkennbar bleibt. Κύνεη heißt wörtlich Hundsfell, dann die aus Hundsfell gefertigte Kopfbedeckung, weiterhin aber jede Kopfbedeckung, und man ſpricht von rindsledernen und ziegenledernen Hundsfellen, ja ſogar von ehernen. Bei den Griechen und Römern hieß, wie vielfach auch bei uns im Mittelalter, jeder Diener, wenn auch noch ſo bejahrt, Knabe, ja bei Vergilius wird ein Sklave in dem einen Verſe als Knabe bezeichnet und im nächſten als Greis angeredet.

Denn so wenig ein Eisen von Silber sein kann, so wenig kann auch eine Gemeinde zugleich Stadt und Dorf sein. Denselben scheinbaren Verstößen gegen die Logik begegnen wir bei Wachszündhölzchen, Papierwäsche und Eisenbahnknotenpunkt. Kann es wohl Hölzer von Wachs geben oder wird das Papier gewaschen und der in Frage stehende Punkt wie ein Garnknoten geknüpft? Ist es ferner nicht merkwürdig genug, daß man ein Mahl auch dann noch Abendmahl nennt, wenn es am Tage (in der Kirche) stattfindet, und daß man eine Münze, der kein Kreuz aufgeprägt ist, noch als Kreuzer bezeichnet oder einen Gegenstand noch mit dem Namen Wärmflasche belegt, der einer Flasche nicht im mindesten mehr ähnlich sieht? So nennen wir auch ein Lehrbuch jetzt einen Leitfaden, ohne uns daran zu erinnern, daß dieser Brauch auf den Faden zurückzuführen ist, mit dessen Hilfe sich Theseus aus dem Labyrinthe wieder herausfand. Wir sprechen ferner von einem Messinghorn (vgl. Kuhhorn), einem Blechasch (ursprünglich aus Eschenholz hergestellt und daher Asch genannt), einem Rosenkranz (der keine Rosen enthält), einem Reibeisen (obwohl es jetzt meist aus Blech hergestellt wird). Einsacken (ursprünglich in einen Sack tun) kann man jetzt auch in einen Korb, gleichwie man etwas jetzt mit allerhand Gefäßen fassen (von Haus aus bei der Aufnahme einer Flüssigkeit usw. in ein Faß) oder erfassen kann, ja selbst mit dem Kopfe (bei geistigen Stoffen). Die Uhr ist abgelaufen heißt es gegenwärtig, obwohl wir gewöhnlich keine Sanduhren mehr benutzen, um durch den rinnenden Sand die abgelaufene Zeit zu bestimmen; das Gewehr wird immer noch geladen, wenn auch keine Last mehr als Geschoß verwendet wird wie bei den römischen Wurfmaschinen. Eine Mühle ist zunächst eine Vorrichtung zum Zermalmen des Getreides, d. h. zur Herstellung von Mehl; als man aber auch dazu überging, Holzblöcke in ähnlichen Räumen zu zersägen, redete man von Sägemühlen und nannte nun jene Mühlen zum Unterschiede von diesen Mahlmühlen, als ob in dem Worte Mühle nicht schon der Begriff des Mahlens ausgedrückt wäre. In dem Worte Schornstein ist die Bedeutung

der zweiten Hälfte dem Bewußtsein so sehr abhanden gekommen, daß man auch die eiserne Esse einer Lokomotive, eines Dampfschiffes Schornstein nennt. Zupfen ist aufgekommen zu der Zeit, als man noch jedermann am Zopfe fassen konnte, also im Zeitalter König Friedrich Wilhelms I. von Preußen, und taufen damals, als man den Täufling noch in die „Tiefe" tauchte. Daß die Fenstertafeln ehemals rund waren, lehrt uns der Ausdruck Fensterscheibe. Von Bleistiften konnte eigentlich bloß im 14. bis 17. Jahrhundert die Rede sein, wo die Maler solche aus wirklichem Blei bestehende, meist aus Italien bezogene Stifte gebrauchten; seitdem man aber den 1664 in Cumberland entdeckten Graphit zu diesem Zweck verwendet, ist der Ausdruck im Grunde genommen unberechtigt. Und wie wir uns kaum noch des Widersinnigen bewußt werden, das in der Wortverbindung vierblättriges Kleeblatt liegt, so finden wir auch nichts mehr darin, wenn eine Frau sagt: „Ich kann meinen Mann stellen" oder ein Mädchen: „Ich bin in der Schule drei Mann hinaufgekommen."[1]) Die Frau sagt auch „ich werde eines Dinges Herr, ich bin mein eigener Herr" u. a. Bei Paul Heyse lesen wir von alten Weibern: „Sie kämen am liebsten immer sieben Mann hoch herein", und anderswo sagt eine Frau zu ihrem Manne: „Na, Daniel, ich werde dir zeigen, wer Herr im Hause ist"; Herrin war hier unmöglich. So sagt auch Goethe von Bäumen, die in einer Burgruine wachsen: „Sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben" ohne Rücksicht auf die Zahl. Ich habe eine Frau sagen hören: „Ich bin ein Esel gewesen", und in der Tat kann die Frau hier die weibliche Form nicht anwenden, da die „Eselin" gar nicht als Sinnbild der Dummheit gilt; „ich bin eine Gans gewesen" wollte und durfte sie nicht sagen, denn die Gans vertritt die dauernde, unverbesserliche Dummheit, kann also nicht in einem einzelnen Falle von einer sonst verständigen Frau gesagt werden. Bei dem Worte

1) Vgl. Lessing, Nathan V, 5 von einem Mädchen: „Ob diese mädchenhafte Seele wohl Manns genug ist, den Entschluß zu fassen."

Esel ist dies anders; daher haben wir auch von der Gans nicht ein entsprechendes Wort wie „Eselei". Aber die Frau sagt auch „ich bin kein Pilzkenner, ich bin ein schlechter Rätselrater", und wirklich würden wir hier die Hervorhebung des Geschlechts als pedantisch empfinden. So kann ein Gewährsmann, der Vor- und Nachmann im Billard- und Kegelspiel usw., der Strohmann auch eine Frau sein. Von beiden Geschlechtern wird gebraucht Kerl, Patient, Invalide, Gast, Pflegling, Liebling (Gastin und Lieblingin sind wenig im Gebrauch). Die vogtländischen Knaben lieben ein Spiel: Hirsch und Hunde. Die Rolle der Hirsche ist schwerer, aber auch ehrenvoller, gesuchter, beneideter. Ein Knabe, dem eine Hunderolle zugefallen war, mengt sich unter die Hirsche. Erzürnt ruft der Leiter des Spieles: „Geh her, du Ochs! du bist ein rechtes Schaf; du bist ja gar kein Hirsch, du bist ja ein Hund!" Das erinnert an das Sprichwort: Dat is 'n Hund von 'n Pärd, sä de Jung, do reed he up 'r Katt. Wenn solche Redeweisen durch den Sprachgebrauch geheiligt werden, wer wollte es da dem Geistlichen verargen, daß er am Grabe eines eben beerdigten Mannes ausruft: „Friede seiner Asche!" oder den Bewohnern der Stadt Leipzig, daß sie den Namen des alten Konzerthauses einfach auf das neue übertragen haben und von einem neuen Gewandhaus sprechen, obwohl in diesem niemals eine Gewandniederlage gewesen ist. Damit vergleiche man den eigentümlichen Sprachgebrauch, daß man neben „das Quecksilber steigt im Thermometer" auch sagen kann „das Thermometer steigt", neben „das Wasser im Fasse läuft über" „das Faß läuft über", neben „das Blut trieft vom Messer" „das Messer trieft von Blut", neben „die Menschen wimmeln auf der Gasse" „die Gasse wimmelt von Menschen", neben „die Kinder sitzen auf der Bank" „die Bank sitzt voll Kinder", neben „jemand eine Krankheit anstecken" (= anheften) „die Krankheit steckt an". Schon Luther schreibt Sprüche Salomonis 24, 30: „Der Weinberg stund voll Diesteln" (vgl. Diesteln standen auf dem Weinberge). Auch bei Eigennamen finden sich ähnliche Erscheinungen. „Namen erhalten sich noch immer, wenn längst ihre Be-

rechtigung geschwunden ist." Dementsprechend führt die Golberöder Mühle bei Dresden noch immer diesen Namen, obwohl sie schon lange keine Mühle mehr ist. Liegt hier ein Widerspruch zwischen dem Namen und der Bestimmung des Gegenstandes vor, so zeigen die folgenden Beispiele, daß der Begriff des Namens verwischt war, als man die Apposition hinzufügte; denn beide haben eigentlich gleiche Bedeutung. Könige namens Kreon sind in der mythischen Zeit Griechenlands häufig, Kreon aber heißt „Herrscher"; dennoch spricht man oft vom König Kreon. Äetes haben die alten Griechen für den Eigennamen kolchischer Könige gehalten, und so pflegten sie auch hier das Wort „König" hinzuzufügen; da aber alle kolchischen Könige von dem mythischen Sohne des Helios, dem Vater der Medea und Besitzer des goldenen Vließes, an bis auf Xenophons Zeit diesen Namen führen, so scheint es das kolchische Wort für König zu sein, und wahrscheinlich hat es denselben Grund, daß alle libyschen Könige Battos, die cilicischen Syennesis, die äthiopischen Königinnen Kandake hießen, obgleich auch diesen Namen fast durchweg das Wort „König, Königin" hinzugefügt wird. Brennus, wie die Römer den Führer der Gallier nannten, der Rom eroberte, heißt eigentlich nur Führer, Herrscher, und ebenso verhält es sich mit Pharao.

Selbstverständlich leisten Fremdwörter dieser Art scheinbar logischer Mißgriffe ganz besonders Vorschub, weil ihre Grundbedeutung für die der fremden Sprache unkundige große Masse noch viel weniger durchsichtig ist.[1]) Der ursprüngliche Sinn von Equipage = Schiffsausrüstung (von niederdeutsch skip, Schiff mit französischer Endung: eskipage = équipage, vgl. estoile = étoile von stella, espée = épée von spatha) oder von Bukett = Gehölz kommt den wenigsten beim Aussprechen des Wortes noch in den Sinn. Bei Bankrott (= banco rotto, zerbrochene Bank, vgl. lat. ruptus) denkt man kaum noch an den früheren Brauch, den betreffenden Geldwechslern tatsächlich die

1) Bei vielen von ihnen hat sich der Sinn schon in der Grundsprache in der angegebenen Weise verschoben.

Bank zu zerbrechen, ebensowenig bei Himbeerlimonade an die ursprünglich zur Zubereitung verwendeten Limonen oder bei Kumpan (Brotgenosse) an panis = pain, Brot. Büchse ist eigentlich ein Gefäß aus Buchsbaumholz für Arzneien (ahd. buhsa = πυξίς) = Salbenbüchse, dann jedes ähnlich geformte Gefäß auch aus anderem Stoff, endlich eine Büchse zum Schießen (Handbüchse, Steinbüchse schon mhd.). Dragoner waren im 16. Jahrhundert Schützen zu Pferde, die einen „Drachen" in ihrer Standarte führten, Grenadiere von Haus aus Soldaten, die Granaten warfen, und Hartschiere Bogenschützen (italienisch arciere von arcus, Bogen). Hostie (Opfertier) brauchen wir unbefangen für geweihte Oblate. Ähnlich verhält es sich mit Kandidat; denn wenn wir auch dahinter kommen, daß eigentlich nur jemand so heißen kann, der in weißen Kleidern (candidatus von candidus) umhergeht, so fühlen wir uns dadurch nicht im mindesten in unserem Sprachgefühle verletzt. Und wer denkt bei stopfen noch an das Werg (stuppa) oder bei kaufen noch an den Weinschenken (caupo), von denen sich diese Begriffe herleiten? Kredenzen gemahnt uns an die traurigen Zeiten, wo der Mundschenk, der Überbringer der Getränke an fürstlichen Höfen, vorkosten mußte, um Vertrauen (ital. credenza) wegen etwaiger Vergiftungsgefahr zu geben, Ballade (von ballare, tanzen) daran, daß solche Lieder ursprünglich zur Begleitung der Tänze gesungen wurden, Elogen (Lobeserhebungen = elogia, Grabschriften) an die löbliche Sitte, von den Toten nur Gutes zu sagen (de mortuis nil nisi bene). Der Gedanke an plumbum, Blei ist bei dem Ausdruck Goldplombe gänzlich geschwunden, ebenso der an die Papiertüte (charta) bei Kartusche. Soldaten sind nicht bloß Söldner, sondern auch ausgehobene Truppen, Kellner nicht mehr Kellermeister, sondern Aufwärter in Gasthöfen. Kelter ist zunächst eine Vorrichtung zum Stampfen des Weines mit den Füßen (calcatura von calcare, vgl. calx, Ferse), dann aber auch eine Weinpresse. Der Name Indianer (= Rothäute) beruht gleich dem Ausdruck Ostindien auf der irrtümlichen Auffassung, daß Kolumbus in Amerika das lange

gesuchte indische Land gefunden habe. Magnet kann eigentlich nur ein aus Magnesia, Kupfer nur ein aus Cypern (aes Cyprium = cuprum) stammendes Metall genannt werden. Das Kalkulieren wurde bei den alten Römern mit calculi, Steinchen, vollzogen, die Brille bestand ursprünglich aus zwei Beryllen (berylli), die man, um besser sehen zu können, vor die Augen hielt. Kapelle bezeichnet zunächst einen kleinen Mantel (capella von capa, Kappe), dann den Raum, in dem der Mantel des heiligen Martinus mit anderen Reliquien aufbewahrt wurde, schließlich jedes kleine Bethaus, aber auch den Sängerchor in der Kirche und überhaupt jede Vereinigung von Musikern. Protokoll ist nach mittelalterlicher Anschauung der formelhafte Eingang der Urkunden im Gegensatz zum Eschatokoll, dem Schlusse, und der Formel, d. h. dem Texte des Schriftstücks. Bei Kalender denkt man schwerlich noch an die Grundbedeutung „Liste der Kalenden", ebensowenig wie bei Salär an Salzgeld. Flor ist von Haus aus ein Stück dünnes, blumig (ital. fiore, Blume = lat. flos, floris) gewebtes Zeug und Firma die feste (lat. firma), bindende Unterschrift, dann das Handlungshaus, das damit zeichnet, endlich das Schild an einem solchen. Und halten wir es nicht mit dem gesunden Menschenverstande vereinbar, von einer fünfzehntägigen Quarantäne zu reden, als ob quarante nicht vierzig bedeutete? Oder lassen wir uns etwa im Genusse des Punsches durch die Beobachtung stören, daß der Trank jetzt nicht mehr aus fünf Bestandteilen hergestellt wird, wie der Name besagt[1]), sondern schon zu Schillers Zeit aus „vier Elementen, innig gesellt", d. h. ohne Zimt bereitet wurde? Endlich will ich noch an die Grundbedeutung von Rubrik (von lat. rubrica, Rötel), Vignette (Weinranke), Bulle (lat. bulla, Knopf, dann Kapsel), Kanapee (lat. conopeum, Mückennetz), Papier (lat. papyrus, Papyrusstaude), Bombast (lat. bombyx, Baumwolle) erinnern. Auch Redensarten dieser Art gibt es. Die Wendung „Motion

1) Wenn Punsch wirklich, was zweifelhaft ist, vom indischen pantschan, fünf, herkommt.

ist die beste Bewegung" habe ich völlig arglos und in vollem Ernste gebrauchen hören. Ein Gärtner sagte zu Goethe: „Forschieren läßt sich die Natur, aber nicht zwingen." Ein Dorfchirurg, der, um zu imponieren, gern mit lateinischen Brocken um sich wirft, tröstet seinen Kranken: „Wenn nur die Dolores erst vorbei sind, dann vergehen die Schmerzen von selber." Ein Neckrätsel lautet: Wo gibt's die meisten Soldaten? Beim Militär. „Die große Armut in der Stadt kommt von der großen Powerteh her" schreibt Reuter.[1]) „In der Kraft liegt unsere Forsche" sagt der Ökonomiker Pankratius.[2]) Und eine Braunschweiger Redensart lautet: „Wo kein Fundamente is, da is ok kein Grund un Bodden nich."

Aus alledem ergibt sich, daß die Wortbedeutung — und darin liegt ihr außerordentlicher Wert — für uns häufig zugleich eine Quelle kulturgeschichtlicher Belehrung ist. Denn sie zeigt uns in vielen Fällen, wie unsere Altvordern dachten, fühlten und handelten, überhaupt, welches Maß der Gesittung sie hatten. So finden wir, um nur dies eine noch zu erwähnen, daß bei ihnen nicht selten falsche naturwissenschaftliche oder physiologische Vorstellungen herrschten, die längst über Bord geworfen worden sind, die sich aber gleichwohl im sprachlichen Ausdruck vielfach bis zum heutigen Tage erhalten haben. Wohl ist die Anschauung längst überwunden, daß die Erde eine Scheibe sei, aber sie lebt noch fort in unserer Sprache; denn wir reden noch gegenwärtig vom Erdkreis, entsprechend der schon bei Griechen und Römern vertretenen Auffassung eines orbis terrarum, d. h. einer auf dem Meere schwimmenden Scheibe; und wer zweifelt jetzt noch daran, daß sich die Erde um die Sonne dreht? Trotzdem „geht" für uns noch immer wie vor Jahrtausenden die Sonne täglich „auf und unter". Wir wissen ferner ganz genau, daß die Elektrizität durch Äther-

1) Vgl. Fr. Reuter, Ut mine Stromtid III, S. 167.

2) Kladderadatsch 1884 Nr. 40. Vgl. auch Wendungen wie: „Es ist ein ungeheueres Schwein, so viel Glück zu haben" und „die Nässigkeit kommt von der Feuchtigkeit", wie man in Halle sagt. Öfter hört man sagen: „Da hast du ein Trinkgeld, versauf's aber nicht!"

schwingungen erklärt werden muß, aber doch halten wir noch an dem alten Sprachgebrauche fest, und lassen sie als galvanischen Strom durch die Drähte fließen. Auch ist das Gesetz der Schwerkraft schon längst entdeckt; gleichwohl lassen wir noch Körper auf die Erde niederfallen.

Durch Einwirkung des Mondes auf den menschlichen Körper erklärte man früher die Mondsucht, wie denn auch das launische Wesen auf einen Vergleich mit der Veränderlichkeit dieses Himmelskörpers (Laune = luna, Mond) zurückzuführen ist. Und wenn wir heutigentags noch von Heißblütigkeit oder Kaltblütigkeit reden, so macht uns dieser Verstoß gegen die Lehren der Wissenschaft kein Kopfzerbrechen; doch sehen wir aus den Bezeichnungen, daß unsere Vorfahren die menschliche Gemütsstimmung (Temperament) mit der Körperwärme (Temperatur) in Verbindung gebracht haben. Ferner lehrt uns das Wort Humor (von lat. humor, Feuchtigkeit), daß die alten Ärzte das Wohlbefinden des Menschen von der richtigen Verteilung der Feuchtigkeit abhängig machten. Und welche merkwürdige Anschauung von der Tätigkeit der Leber ist in den Worten: „Frisch von der Leber weg" ausgedrückt? Als Hundstage bezeichnen wir die Tage vom 24. Juli bis 23. August, weil in dieser Zeit der Hundsstern (Sirius) regiert, der nach der Anschauung des Volkes besonders heiß ist. Der am menschlichen Halse hervorstehende Teil des Schildknorpels heißt Adamsapfel oder Adamsbiß (ital. morso d'Adamo, frz. morceau d'Adam), weil das Volk glaubte, daß es ein Stück des verbotenen Apfels sei, den Adam im Paradiese gegessen. Es soll ihm zur Strafe im Halse stecken geblieben sein. Adebar nennt man in Niederdeutschland den Storch, entweder weil er Glück bringt (—od, Gut, wie in Allod) oder weil er die kleinen Kinder schenkt (altnordisch jod, Kind). Als Altweibersommer bezeichnet das Volk die im Herbste umherfliegenden Spinngewebe, die Erzeugnisse der Erdspinne, die man vielfach auf die Nornen oder auf Hexen (oder Zwerge) zurückführt. Und welche kindliche Anschauung spricht nicht aus der Redensart „da, wo die Welt mit Brettern vernagelt

ist" oder aus der anderen: „Ich hätte eher Himmels Einfall erwartet"? Die Krokodilstränen haben davon ihren Namen, daß das Krokodil angeblich Tränen vergießt, um seine Opfer anzulocken. Der Beifuß wurde ursprünglich „bei Fuß", d. h. in die Schuhe gelegt, weil man der Ansicht war, daß man dann beim Wandern nicht ermüde. Wenn wir sagen „der hat eine musikalische Ader", so denken wir nicht mehr daran, welche Bedeutung für die geistige Schaffenskraft damit den Adern beigelegt worden ist. Über die Redensart „an dem ist kein gutes Haar", die sich auf den Glauben gründet, daß rote Haare auf falsche Menschen schließen lassen (vgl. auch die Sprichwörter: „An dem Fuchse ist kein gutes Haar" und „Erlenholz und rotes Haar sind auf gutem Boden rar"), habe ich mich ausführlich geäußert in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten Bd. III, S. 279 f.

Wohl läßt sich die Zahl solcher Ausdrücke, bei denen man sich die ursprüngliche Bedeutung ganz aus dem Gedächtnis schlagen muß, um einen befriedigenden Sinn zu erhalten, oder bei denen überwundene Anschauungen zugrunde liegen, noch stark vermehren, aber schon die vorgeführten Beispiele zeigen zur Genüge, welche eigenartigen Wege die Sprache oft wandelt und wie sich in ihr dem gesunden Menschenverstande zum Trotz allerhand Sinnesveränderungen und Bedeutungsverschiebungen vollziehen, die sich nur aus geschwundenem Sprachbewußtsein erklären lassen.

7.

Kulturgeschichtliche Niederschläge in der Sprache.

„Den Sprachvorrat des einzelnen, wie er in der Vorratskammer des Sprachbewußtseins niedergelegt ist, bilden eigentlich weniger die einzelnen Wörter als Redensarten, Wendungen oder Verbindungen von Worten, die zusammen aufzutreten gewohnt sind, als Mittel, unsere Beziehungen und Verhältnisse zu den Dingen und Menschen und dieser untereinander auszudrücken. Der Redende oder Schreibende greift in diesen Vorrat ähnlich wie einst der epische Sänger in seinen Vorrat epischer Formeln. Es sind genauer besehen Bilder aus dem Leben, die da in festen Wendungen niedergelegt sind, gleichsam kleine Ausschnitte aus der wirklichen Welt.“[1]) Dieser Vorrat überlieferter Redensarten nun bildet den eigentlichen Geist, Gehalt, Reichtum, das eigentlich innerste Leben der Sprache. Gerade davon kann man also außerordentlich viel lernen, weil sie uns einen Blick eröffnen auch in frühere Zeiten, in die Jahrhunderte, wo die betreffenden Formeln ausgeprägt worden sind, und in die Kulturzustände, die damals vorhanden waren. Und zwar gilt das gleichermaßen von allen Gebieten, nur daß die höheren, weil sie der großen Masse ferner liegen, dabei weniger beteiligt sind, als die niederen. Wohl finden wir auch von Kunst und Wissenschaft oft genug Niederschläge früherer Zeit in Bildern und Redensarten, aber weit häufiger von Ackerbau und Viehzucht, Handel und Gewerbe, von den gewöhnlichen Verrichtungen des täglichen Lebens, die sich unwillkürlich im metaphorischen Ausdruck einstellen, eben weil sie dem Volke in Fleisch und Bein übergegangen sind. Alle diese Gebiete darauf zu durchforschen, würde hier viel zu weit führen;

1) R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht, 3. Aufl., S. 95.

wir müssen uns daher beschränken und einzelnes herausgreifen. Dazu wählen wir das kirchliche und geschichtliche Gebiet, jenes, um darzutun, wie Einrichtungen und Zustände der katholischen Kirche im sprachlichen Ausdruck unseres Volkes, also auch protestantischer Kreise üblich geworden sind, dieses, um zu zeigen, wie gar manches, was wir im Munde führen, an die Zeit des Dreißigjährigen Krieges erinnert. Dazu fügen wir dann eine Anzahl von Redensarten aus dem Bereiche der Fechtkunst, welche bekunden, daß sich auch an einer nur in engeren Kreisen geübten Tätigkeit eine verhältnismäßig große Zahl von bildlichen Wendungen entwickelt hat und in weitere Kreise gedrungen ist.

Zunächst einige auf katholischen Einrichtungen fußende Ausdrücke! Dazu gehören Redensarten und Ausdrücke wie „den Abt reiten lassen" (= sich ohne Aufsicht gehen lassen), „Bischof wie Bader" (= vom ersten bis zum letzten: ein Beleg für das geringe Ansehen der Bader und das hohe der Bischöfe), „gleiche Brüder gleiche Kappen" (von den Mönchen), „seinen Dezem bekommen" (= decimam, den Zehnten), „ein wunderlicher Heiliger", „hochgeschoren" (d. h. mit einer Tonsur auf dem Kopfe versehen wie ein katholischer Geistlicher), „dastehen wie ein Ölgötze" (d. h. wie ein hölzernes mit Öl angestrichenes oder mit einer Öllampe versehenes Heiligenbild), „dem Peter nehmen und dem Paul geben" (von den beiden Apostelfürsten hergenommen, deren kirchlichen Heiligtümern oft Schenkungen gemacht wurden), „etwas am Schnürchen haben" (vom Rosenkranze, der aus aufgereihten Perlen besteht), „jemand Weihrauch streuen, ihn beweihräuchern", „sich bekreuzen" (ein Kreuz machen), „zu Kreuze kriechen" (zum Kreuze Christi auf den Knien rutschen), „jemand ein Opfer bringen", „Salbader" (ursprünglich ein Seelbader, d. h. ein Bader, der armen Leuten von den Zinsen testamentarischer Stiftungen nicht nur den Bart schor, sondern auch Bäder bereitete und allerlei ärztliche Dienste leistete), „einen Kopf haben wie eine Klosterkatze"[1]) (= wohl

1) Besonders im nordwestlichen Deutschland verbreitet.

genährt sein), „etwas in petto haben" (eigentlich auf dem Herzen, auf der Brust, lat. in pectore, wie der Papst diejenigen, die zu Kardinälen ernannt werden sollen), „schreien wie ein Prälate"[1]), „Ablaß nach Rom tragen" (etwas Unnützes tun), „er ist in Rom gewesen und hat den Papst nicht gesehen" (er hat die Hauptsache vergessen), „jetzt kommt die ganze Klerisei" (ursprünglich vom Klerus, von der Geistlichkeit), „da ist Chrisam und Taufe verloren" (soviel als Hopfen und Malz), „das ist der wahre Jakob" (nämlich der heilige Jakob von St. Jago de Compostella in Spanien, wo, wie schon der Name der Stadt besagt, die Gebeine des heiligen Jakobus beigesetzt sind), „Propaganda machen" (pro fide propaganda für die Weiterverbreitung des Glaubens tätig sein), „Proselyten machen", „Laie" (eigentlich nur einer, der nicht Geistlicher ist), „segnen" (d. h. signare, das Zeichen, signum, des Kreuzes machen), „Salbung" (z. B. salbungsvolle Worte machen, von Haus aus für die Salbung des Bischofs gebraucht), „Nuster" (vielfach in Thüringen u. a. = pater noster, dann aber auch als Schimpfwort für alte Weiber), „Nimbus" (ursprünglich Nebelhülle, in der die Dichter Götter auf Erden erscheinen lassen, dann Heiligenschein; vgl. Isid. 19, 31, 2), „nicht Fisch und nicht Fleisch" (d. h. die zur Zeit der Fasten erlaubte und nicht erlaubte Speise), „so groß wie ein Meßbuch" (z. B. in Böhmen = sehr groß), „kuranzen" (nach dem Deutschen Wörterbuch von carentia, Bußübung mit Fasten, Geißeln usw.).

Hierher sind auch zahlreiche Bezeichnungen aus dem Naturreiche zu zählen, Benennungen von Pflanzen, Tieren usw., die an ihrem ganzen Gepräge deutlich von der Auffassung Zeugnis ablegen, der sie entsprungen sind, z. B. „Marienbettstroh" oder „Muttergottesbettstroh" oder „Unserer lieben Frauen Bettstroh" (galium verum), „Unserer lieben Frauen Mantel" (= Marienkraut, Marientränе, Marienmantel, alchemilla, Sintau), „Mariendistel" oder „Frauendistel", „Frauenschuh",

1) In Leipzig volksetymologisch entstellt zu „schreien wie ein Brüllade".

„Unserer lieben Frauen Haar" (Polytrichum, Widerton), „Marienblümchen" (= Maßliebchen), „Engelsüß" (Polypodium vulgare), „Engelwurzel" (angelica), „Johanneskraut" (Hypericum, angeblich aus dem Blute Johannes des Täufers entstanden), „Petersschlüssel" (Primula veris, Himmelsschlüssel) u. a. Aber auch andere Erscheinungen weisen derartige Namen auf. So werden die herbstlichen Gespinste der Feldspinne in manchen Gegenden als „Marienfäden", „Mariengarn", „Marienseide", „Unserer lieben Frauen Gespinst", „Muttergottesgespinst" bezeichnet (frz. fils de vierge), so wird der Käfer coccinella bald „Marienkäfer" genannt, bald „Frauenkühlein", „Unserer lieben Frauen Kühlein", „Marienkälbchen", „Gotteslämmlein", „Herrgottshühnchen" u. a. (frz. bête à dieu, vache à dieu). So finden sich „Dompfaffe", „Plattmönch", „Kardinal", „Nonne", „Mönch" usw. als Tiernamen.

Ferner ist ein gut Teil von den zahlreichen Metaphern, volkstümlichen Wendungen und sprichwörtlichen Redensarten, die unsere Sprache aufweist, während der bedeutsamen und tiefeinschneidenden Wirren des Dreißigjährigen Krieges entstanden. Bei manchen läßt sich dies nur vermuten, bei anderen mit größerer Bestimmtheit annehmen oder sogar beweisen. So sind Ausdrücke wie: ins Gepäck fallen, Zapfenstreich[1]), Krippenreiter (ein Adliger ohne eigenen Herrensitz, der von Krippe zu Krippe reitet) vielleicht auf jene Zeit zurückzuführen; mit mehr Sicherheit kann man dies schon von der übertragenen Bedeutung des Wortes: abgebrannt (verarmt) behaupten. Denn einmal kommt sie zuerst bei den zeitgenössischen Schriftstellern vor, sodann aber paßt ihr Sinn ganz für die Zeit eines verhängnisvollen Krieges. Damals werden tatsächlich viele Leute durch Niederbrennen ihrer Häuser an den Bettelstab gebracht worden sein. Überdies bezeugt Joh. Michael Moscherosch (1601—1669) in seinen „Wunderlichen und wahrhaftigen Geschichten Philanders von Sittewald" (4, 209 der Leydener Ausgabe von 1647) ausdrücklich, daß das Wort aus der Feldsprache stamme. („Ein

1) Vgl. Grimmelshausen, Simplic. 1, 223: Trommelschläger, die den Zapfenstreich getan hätten.

gut Gesell beklagte sich, daß er abgebrannt war, das ist nach der Feldsprach so viel, als daß er umb alles kommen und erarmet sei.“) Aller Wahrscheinlichkeit nach ist ferner das Appellativ Krabâte (Kroate) für ein wildes Kind eine Erinnerung an die Zeit, wo das ungestüme und unbändige Kriegsvolk der Kroaten mit der kaiserlichen Armee ganz Deutschland durchzog, wie ja auch der Name des aus dem Französischen entlehnten Wortes Krawatte von dem gleichen Volksstamme abgeleitet wird.[1])

Wenn sodann die Wörter Schwede und schwedisch in übertragenem Sinne genommen werden, haben wir es in den meisten Fällen mit einem Gebrauche zu tun, der in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges wurzelt, wo Schweden unter Gustav Adolf, Baner, Torstenson und anderen Heerführern mit ihren Truppen die Gaue unseres Vaterlandes heimsuchten. Wie lebhaft sich die Erinnerung an ihr Auftreten im Volksmunde erhalten hat, ergibt sich aus Wendungen wie Bet't, Kinder, die Schweden kommen, die in Sachsen, Thüringen, Hessen und anderen Gegenden unseres Vaterlandes im Schwange sind, wenn man sagen will: „Macht euch auf etwas Unangenehmes gefaßt“, aber auch aus volkstümlichen Liedern, die an verschiedenen Stellen Deutschlands gesungen werden. So verzeichnet uns Schmeller im Bayrischen Wörterbuch III, 529 den aus dem Ries stammenden Spruch: „Bet, Büebli, bet, morgen kommt der Schwed, morgen kommt der Oxenstern, wird das Büebli beten lehrn“, und vom Vogtland bis in die Nürnberger Gegend hört man aus Kindermunde oft den Vers: „Der Schwede is komma, hat alles mitgnomma, hat Fenster neigschlagn und 's Blei davon gtragn, hat Kugeln draus gossn und Bauern tot gschossn.“[2])

---

1) Dabei hat wohl das deutsche Wort Krabbe (kleiner Meerkrebs), das schon bei Adelung in der Bedeutung eines ausgelassenen Kindes verzeichnet wird, mit vorgeschwebt. Söhns, Parias, S. 22, glaubt, daß unter den kleinen Krabaten die kleinen Kinder zu verstehen seien, die infolge der von den Kroaten verübten Grausamkeiten gegen das weibliche Geschlecht damals geboren wurden.

2) Vgl. Köhler, Volksbrauch im Vogtlande, S. 329; Hübsch, Geschichte der Stadt und des Bezirks Naila, S. 121.

So erklärt sich, daß in einem großen Teile unseres Vaterlandes Schwedenäcker, Schwedenwiesen, Schwedenbäume vorkommen, namentlich häufig aber Höhen angetroffen werden, die den Namen Schwedenschanze führen; sie treten bis zum Bodensee hin auf. Nach alledem begreifen wir, warum es im Thüringischen neben „seine liebe Not haben" oder „seine heilige Not haben" auch heißen kann und häufig heißt „seine schwedische Not haben", also doch wohl Not, wie sie die Schweden verursachten, Schwedennot; begreifen wir ferner, daß früher in Bayern der schwedische Trunk sprichwörtlich gewesen ist, über den in der Altöttinger Historie von 1718 steht: „Anno 1643 haben die schwedischen Soldaten einem Bürger, der nicht sagen wollen, wo die Kirchensachen verborgen, die Hände auf den Rücken gebunden und ihm durch den aufgerissenen Mund einen schwedischen Trunk (wie man's nennt) in einer solchen Übermaß zweimal aufeinander eingegeben, daß er hätte zerschnellen sollen."[1])

Doch auch das Gedächtnis an etwas Gutes, das die Schweden eingerichtet haben, ist dem Volke verblieben und an dem Ausdruck Postschwede erkennbar. Wenigstens nimmt man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit an, daß dieses Wort auf die von den schwedischen Dragonern beim Aufenthalt des schwedischen Heeres auf deutschem Boden unterhaltene und bediente Post zurückzuführen sei. Ferner wird vielfach in harmlosem Sinne die Anrede „du alter Schwede" gebraucht, die etwa so viel bedeutet wie alter Freund, alter, ehrlicher Kerl. Sie hat die weiteste Verbreitung gefunden, ist aber noch nicht sicher erklärt. Schmeller meint, sie sei etwa im 18. Jahrhundert aufgekommen und bezeichne einen Mann, der noch zu des Schweden Zeit gelebt habe, also einer älteren Zeit angehöre,

1) Auch in der Mark Brandenburg spricht man noch von einem Schwedentrunk. Vgl. G. Albrecht, Brandenburgia VIII, 275 (Nov. 1899), wo es heißt: Sie warfen die Leute auf die Erde und füllten ihnen so lange durch einen Trichter Wasser oder Unrat in den Mund, bis sie gestanden. Daselbst S. 286 wird für die Mark Brandenburg auch der Fluch bezeugt: „Daß dich der Schwede" (holen oder quälen möge)!

während nach einem Vortrage Treitschkes über die Geschichte des preußischen Staates (vgl. Büchmann, Geflügelte Worte, 14. Aufl., S. 353) die Wendung dadurch entstanden ist, daß der Große Kurfürst (1640—88) alte gediente schwedische Soldaten in seine Dienste zu treten veranlaßte, die vornehmlich zu Unteroffizieren gemacht worden seien, weil sie Rekruten gut zu drillen verstanden. Weigand endlich erklärt die „alten Schweden" als Leute von altem Schrot und Korn. Ausgeschlossen ist es aber jedenfalls nicht, daß man die Redensart auf die genauere, im Dreißigjährigen Kriege erfolgte Bekanntschaft mit den Schweden zurückführen kann.[1])

Dagegen dürfte die Wendung seine Pappenheimer kennen erst durch Schillers Wallenstein in Umlauf gekommen sein, und unter einem tollen Christen braucht man ebensowenig an den „tollen Herzog" Christian von Braunschweig-Lüneburg zu denken, wie sich der Ursprung des Ausdrucks „ein wunderlicher Christ", von einer bestimmten Persönlichkeit herleitet. Ferner scheint die Redensart einen Schweden haben, einen Brand haben, betrunken sein, die in Rudolstadt üblich ist, nicht auf das nordische Volk gleichen Namens, sondern auf mhd. swadem Dunst zurückzugehen.

Endlich stammen nicht wenige deutsche Redensarten und Ausdrücke vom Fechten her, z. B. „nicht viel Aufhebens machen" (= eine Sache ohne viel Lärm abmachen; von Haus aus bezeichnet es das feierliche Aufheben der Waffen vor dem Zweikampf)[2]), „es mit jemand aufnehmen" (nämlich das Waffen

1) Albrecht meint a. a. O., daß auch die Gasthofsbezeichnung zu den drei Kronen, die sich in Kottbus, Lübben, Spremberg und anderswo findet, als Erinnerung an die Schweden aufzufassen sei, weil sich im schwedischen Wappen drei Kronen befänden. Aber bei den Wirtshäusern, die diesen Namen erst nach den Befreiungskriegen erhalten haben, wird man wohl eher an die Kronen von Preußen, Österreich und Rußland denken.

2) So schreibt Lessing: „Endlich scheint der Herr Hauptpastor Göze nach so langem, ärgerlichem Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen."

= die Waffe), „eine gute Klinge schlagen" (was man jetzt meist von starken Essern gebraucht ebenso wie das bedeutungsverwandte „ordentlich einhauen"), „sich eine Blöße geben" (= eine Schwäche zeigen, ursprünglich die Deckung aufgeben und sich so dem Angriffe des Gegners aussetzen), „Blößen aufdecken" (= Fehler nachweisen), „das ist nicht gehauen noch gestochen" (so rief man wohl eigentlich einem ungeschickten Fechter zu, bei dem man in Zweifel war, ob er hauen oder stechen wollte), „eine Scharte auswetzen" (= einen Fehler wieder gut machen, wie ein Fechter, der seine Klinge wieder schärft, wenn sie durch die gegen den Feind geführten Hiebe schartig geworden ist, aber nicht etwa auf dem Schleifsteine, sondern am Leibe des Gegners), „einen Hieb parieren" (auffangen und zurückweisen), „jemand in die Parade fahren" (= einen glücklichen Stoß von seiner Deckung aus auf den Gegner führen), „einem Sand in die Augen streuen" (ein alter Kniff beim Fechten, um den Gegner zu schädigen), „Stich halten" (= die Probe bestehen, eigentlich den Stich aushalten, ohne zurückzuweichen oder auszubiegen), „jemand zum Stichblatt dienen" (= einen Gegenstand der Verspottung abgeben, hergenommen von der Querscheibe zwischen Griff und Klinge der Stoßwaffen, auf die beim Fechten die meisten Stiche gehen), „es stinkt in der Fechtschule" (= es ist etwas nicht in Ordnung), „Spiegelfechterei" (= Betrug, zunächst Fechtübung vor dem Spiegel in der Absicht, seine Geschicklichkeit zu kontrollieren)[1]), „jemand abführen" (besonders bei der studentischen Säbelmensur), „Klopffechter", „fechten" (= betteln) u. a.

1) Dies findet sich schon bei Luther mit übertragener Bedeutung in der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung (am Anfange): „Ohn was sie uns nur mit Larven und Spiegelfechten betriegen."

8.

Anschaulichkeit der Volkssprache.

Ein Hauptunterschied zwischen der Sprache des Volkes und der Gelehrten ist, daß jene eine größere Anschaulichkeit als diese aufzuweisen hat. Wohl kennt auch der Volksmund viele Wendungen und Wörter, deren ursprüngliches Gepräge verwischt ist, die daher wie abgegriffene Münzen umlaufen, aber im allgemeinen ist der Ausdruck durchsichtiger und greifbarer als in der Schriftsprache. So werden geistige Eigenschaften und seelische Vorgänge von der großen Masse mit Vorliebe durch die äußeren Begleiterscheinungen wiedergegeben. Während der Gebildete von stolzen und großprahlerischen Menschen redet, bezeichnet der Mann aus dem Volke einen solchen als geschwollen oder aufgeblasen, sagt er tue dick, sitze auf dem großen Pferde, werfe sich in die Brust oder trage die Nase hoch; wo jener das Wort verdrießlich gebraucht, setzt dieser Wendungen ein wie: er macht ein saures (oder ein schiefes) Gesicht oder gar ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter; statt er ist erstaunt heißt es: er sperrt Mund und Nase auf, schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, macht große Augen, macht ein langes Gesicht, macht einen langen Hals. Und wie oft hört man, daß sich jemand den Mund verbrennt, alle zehn Finger nach etwas leckt, einem die Zähne zeigt, sich mit Händen und Füßen gegen etwas wehrt, etwas aus den Fingern gesogen hat, einer Sache den Rücken kehrt, einem ein Bein gestellt oder einen Knüppel zwischen die Beine geworfen hat? Wie viele beißen nicht die Zähne zusammen, wenn sie Schmerz empfinden, sehen einen anderen über die Achsel an, spitzen die Ohren, zerbrechen sich

den Kopf, springen deckenhoch vor Freude? Lauter Redensarten, die den Nagel auf den Kopf treffen und so plastisch geformt sind, daß sie uns den betreffenden Vorgang deutlich vor die Augen stellen.[1])

1) Mit Recht sagt daher O. Streicher in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins XV, S. 188f.: „Eine erstaunliche Menge allgemein gebräuchlicher Redewendungen ist aus der Zeichen- und Bildersprache hergeleitet, die der menschliche Körper durch unwillkürliche oder willkürliche Bewegungen spricht. Mit dieser Sprache ist besonders der gemeine Mann vertraut. Er liebt die Redensarten, die den äußeren, sichtbaren, körperlichen Bewegungen entnommen sind, ebensosehr wie er die eigentliche Benennung des Inneren, Unsichtbaren, Geistigen vermeidet. So liegt ihm fern, z. B. die abgezogenen Begriffe Stolz und Verachtung, Herzlichkeit, Mut, Verdruß, Verwunderung mit Namen zu nennen, er erfaßt dagegen die körperlichen Erscheinungen, durch die sie begleitet zu werden pflegen, und durch diese bezeichnet er nun in seiner Sprache jene. Er bittet nicht herzlich, warm oder innig, sondern fußfällig oder händeringend, er fühlt sich nicht von Sorge frei, sondern atmet auf, er empfängt den Gast nicht mit Herzlichkeit, sondern mit offenen Armen, beweist seine Geringschätzung dadurch, daß er den Widersacher mit Füßen tritt. Statt in der Not guten Mut behalten sagt man den Kopf oben behalten oder hoch tragen, statt standhaft einen Schmerz erdulden oder verleugnen: ohne mit den Wimpern zu zucken oder sich auf die Lippen beißen . . . Man legt seine Hand aufs Herz, wenn man jemand etwas stark beteuern will, und doch könnte es sein, daß es uns sehr in Verwunderung setzte, wenn uns jemand auf die Aufforderung: „Hand aufs Herz!" mit der wörtlichen Ausführung dieser Bewegung, also unseres eigenen Verlangens antwortete. Ganz ähnlich, wenn ein vorlautes Kind die Zurechtweisung der Mutter: „Zupf dich an deiner Nase!" buchstäblich befolgen wollte. Wir bezeichnen es als eine besondere Eigentümlichkeit, daß ein freimütiger Mensch kein Blatt vor den Mund zu nehmen braucht, und würden uns trotzdem höchlichst verwundern, wenn es einer täte. Wir behaupten ganz keck, einem den Zahn oder den Puls gefühlt zu haben, stellen mit Befriedigung fest, daß der Mann das Herz auf dem rechten Flecke, oder mit Bedauern, daß er einen harten Kopf oder keine Ader von seinem gutherzigen Vater habe, ja, daß er dickfellig, steifnackig, hartnäckig und halsstarrig sei, und kein Mensch fragt danach, ob wir denn auch die nötigen Kenntnisse besitzen, um Puls, Zähne, Nacken, Herz und Haut sachverständig zu beurteilen. Hochnäsig soll jemand sein und hat doch ein ganz regelrechtes Stumpfnäschen, soll ein ungewaschenes Maul haben, und davon ist doch das Gegenteil ersichtlich. Man sagt

Bei ſolcher volkstümlichen Bilderſprache laufen oft ziemlich ſtarke Übertreibungen unter, die den Zweck haben, die Sache recht draſtiſch darzuſtellen und dadurch große Wirkung zu erzielen. Dahin gehören folgende Wendungen: ſich die Lunge aus dem Halſe ſchreien, die Augen aus dem Kopfe heulen, ganz Ohr ſein, ſich die Beine ablaufen, die Beine unter den Arm nehmen, ſich für einen Groſchen ein Loch in den Bauch bohren laſſen[1]), einem auf der Naſe herum tanzen, Holz auf ſich hacken laſſen, das Blaue vom Himmel herunterlügen, er hört das Gras wachſen, hört die Flöhe huſten, ſie können ſich nicht riechen, ſie möchten ſich vergiften, der ganze Kerl iſt nichts als Haut und Knochen, er iſt um den kleinen Finger herumzuwickeln, ich möchte gleich aus der Haut fahren, vor Ärger gleich ſchwarz werden, ich will gleich Gift draufnehmen, ich will mich gleich hängen laſſen, ich laſſe mir gleich den Kopf abſchneiden, wenn das nicht wahr iſt, es zieht einem die Stiefel aus, wenn man das mit anſieht, er kriecht einem hinten und vorn hinein, ich habe mich bald zu Tode geärgert, lauf mir den Buckel hinunter, er lacht ſich buckelig, er hat ihm die Hucke voll gelogen, man kann ſich gleich auf den Kopf ſtellen, es wird nicht beſſer, da lacht einem das Herz im Leibe, ich habe mich gewälzt vor Lachen, er ſieht den Himmel für eine Baßgeige

---

von einem, der im Spiele oder ſonſt empfindliche Verluſte erleidet, er habe Haare laſſen müſſen, und vielleicht hat der alte Herr keins mehr auf dem Kopfe."

Verwandt damit ſind auch Redensarten wie: er pfeift darauf, ich will dir was huſten, malen, nieſen, er will ſich ins Fäuſtchen lachen, jemand ein Schnippchen ſchlagen, durch die Finger ſehen u. a. Vgl. auch P. Wigand, Der menſchliche Körper im Munde des Volkes. Eine Sammlung und Betrachtung der dem menſchlichen Körper entlehnten ſprichwörtlichen Wendungen und Redensarten. Frankfurt a. M. 1899.

1) Schon Friedrich Petri um 1600 ſchreibt: „Es ſind manches Wort ſo ſtark und tief, daß er ein Loch redt durch einen Brief."

an, er ist keinen Schuß Pulver wert, er kann nicht bis drei zählen u. a.[1])

Mit besonderer Vorliebe bewegt sich das Volk auch in Vergleichen; denn sie wirken am unmittelbarsten und geben das klarste und treffendste Bild von dem, was gemeint ist. Dabei dient die ganze uns umgebende Natur als Quelle, aus der geschöpft wird. Je näher der Gegenstand liegt, je häufiger man damit in Berührung kommt, um so besser und fruchtbringender. Aus den Tausenden von hierher gehörigen Formeln verzeichne ich nur eine kleine Auswahl: Er geht drum herum wie die Katze um den heißen Brei, ist geputzt wie ein Pfingstochse, hüpft wie ein Füllen, ist bekannt wie ein scheckiger Hund, ist munter wie ein Maikätzchen, ist neugierig wie ein Spitz, ist geduldig wie ein Lamm; er hat Augen wie ein Luchs, rennt wie ein Wiesel, hat Hunger wie ein Wolf, ist verliebt wie eine Ratte, schläft wie ein Ratz, liegt da wie ein geprellter Frosch, ist falsch wie eine Schlange, ist munter wie ein Fisch im Wasser, ist giftig wie eine Kröte, ist still wie ein Ohrwürmchen, ist arm wie eine Kirchenmaus, singt wie eine Heidelerche, schimpft wie ein Rohrsperling, stinkt wie ein Wiedehopf, ist rot wie ein Zinshahn, ist dahinterher wie ein Geier; er hat Geld wie Heu, ist gesund wie eine Ecker, zittert wie Espenlaub, blüht wie eine Pfingstrose, hängt sich an mich wie eine Klette; schwitzt wie ein Braten, fliegt hin wie eine Mütze, ist so lang wie eine Bohnenstange, so groß wie ein Scheunentor, es regnet wie mit Ackerleinen, wie mit Bindfaden, wie mit Mulden; er paßt auf wie ein Heftelmacher, läuft wie ein Faßbrenner, säuft wie

1) Schröder sagt in seiner Schrift vom papiernen Stil: „Der papierne Mensch ahnt nicht, daß der Stallknecht und die Viehmagd in einem Jahre mehr Tropen und Redefiguren anwenden als er in sämtlichen Literaturwerken der Welt je auffindet." Dies ist zwar stark übertrieben, legt aber beredtes Zeugnis für die Neigung des Volkes ab, sich bildlich auszudrücken.

ein Bürstenbinder, schreit wie ein Zahnbrecher, hat Courage wie ein Leiermann, ist klug wie ein Torschreiber; er ist betrübt wie ein Lohgerber (dem die Felle weggeschwommen sind), lacht wie ein Töpfer (der umgeworfen und nichts zerbrochen hat).

Dieselbe Kraft lebendiger Veranschaulichung haben Personifikationen, an denen die Volkssprache gleichfalls ziemlich reich ist. Ich erinnere an Ausdrücke wie Ladenhüter für ein lange auf dem Lager befindliches Warenstück, Tröster für den Stock, mit dem man dem unfolgsamen Knaben Schläge androht, Rachenputzer oder Krätzer für den sauren Wein, der beim Trinken im Halse ein Gefühl des Kratzens hervorruft, oder an volkstümliche Wendungen wie Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste, Lügen haben kurze Beine, Hunger ist der beste Koch, der Nagel will nicht in die Wand, denn er hat seinen Kopf für sich, die Zeit vergeht mit Riesenschritten, der Wolf geht im Korn (= das hohe vom Winde bewegte Korn schlägt Wellen), der Wolf jagt die Schäfchen (dasselbe), Not geht an den Mann, die Wut packt mich, sie war die Güte in Person (oder die reine Güte, die Liebenswürdigkeit selbst). Und wie plastisch ist nicht die Bedeutung in Verben mit metaphorischem Sinne ausgeprägt nach Art von maikäfern, mausen, storchen, sich mopsen, ochsen, büffeln, schnauzen, schnüffeln u. a.?

Eine gleichfalls zur Erhöhung der Anschaulichkeit beitragende Gewohnheit der Volkssprache ist es, scheinbar überflüssige Beiwörter zu Substantiven zu stellen, die zu dem Gedanken im Satze nichts Neues hinzufügen, aber den Ausdruck plastischer gestalten. Hierher ist es zu zählen, wenn das Volkslied so gern vom grünen Klee und vom weißen Schnee[1]), von den goldenen Sternen und der finsteren Nacht spricht oder wenn die große Masse so gern Wendungen

1) Z. B. im Rosengarten will ich deiner warten, im grünen Klee, im weißen Schnee.

gebraucht wie keinen roten Heller mehr haben, einen blanken Taler ausgeben, schweres Geld haben, etwas bei hellem, lichtem Tag besehen u. a. Verwandter Art ist die Zufügung von adverbialen Bestimmungen, die den Zweck haben, eine Handlung recht greifbar vorzuführen wie: ich habe es in meine eigene Ohren hinein gehört, schäme dich in dein Herz hinein, er hat Augen im Kopfe wie ein Luchs, ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, er ist verrückt im Kopfe.[1])

Dem entspricht die große Neigung der Volkssprache zur Wortwiederholung. Nicht nur liebt es das kindlich harmlose Gemüt, von einem tiefen, tiefen Wald oder von einem weiten, weiten Wege zu sprechen statt von einem sehr tiefen Walde und von einem sehr weiten Wege, sondern auch sonst wird ein Wort gern wieder aufgenommen, wo sich die Volkssprache der Pronomina bedient. „Die Anwendung des gleichen Wortes in gleichen Zwischenräumen, die beim Lesen den Eindruck der Armut oder der Nachlässigkeit macht, verliert beim Sprechen das Anstößige und erleichtert sogar die Auffassung."

Zum Ausdruck einer Steigerung bedient man sich aber nicht bloß der anschaulichen Wortverdoppelung, sondern man ersetzt oft auch das farblose matte „sehr" durch kräftigere und durchsichtigere, weil sinnfälligere Wörter. Der Schwabe sagt für es ist sehr fein: das isch arg fei, elend fei, saumäßig fei, der Berliner verwendet im gleichen Sinne klotzig, klobig, eklig, haarig, lausig, blödsinnig (z. B. schwer), der Thüringer spricht: es ist verdammt, grimmig, mordsmäßig kalt, verflucht, verflixt, verteufelt leer, der Weg ist schauderhaft, schaurig, abscheulich glatt. Ebenso heißt es beim Verb es regnet furchtbar, fürchterlich, schrecklich, es schneit gräßlich, jämmerlich, gottserbärmlich. Oft werden die Adverbien nicht zu den Eigenschaftswörtern hinzu-

1) Bei der letztgenannten Wendung ist der Zusatz von Haus aus erforderlich gewesen, um anzugeben, wo etwas aus der Ordnung gebracht, weggerückt oder verrückt worden ist.

gefügt, ſondern damit zuſammengeſetzt; ſtatt ſehr ſchwarz heißt es da pechſchwarz, kohlſchwarz oder rabenſchwarz, ſtatt ſehr alt hornalt oder ſteinalt, ſtatt ſehr leicht kinderleicht oder federleicht; ein Menſch iſt todmatt oder ſterbensmatt, kreuzlahm oder lendenlahm, ſplitternackt oder faſernackt. Doch werden von ſolchen, die ſich recht ſinnfällig ausdrücken wollen, oft auch mehrere dieſer Begriffe zu einem Worte verbunden, z. B. pechkohlrabenſchwarz, todſterbensmatt, ſplitterfaſernackt u. a.[1])

Ein weiteres Mittel, die Rede anſchaulich zu machen, iſt der Kontraſt. Das Volk hat zu allen Zeiten für Gegenſätze im ſprachlichen Ausdruck eine gewiſſe Vorliebe gehabt; daher ſpielt es ſo gern mit Naturunmöglichkeiten und flicht oft Wendungen in ſeine Rede ein, die nach der Figur ἐκ τοῦ ἀδυνάτου gebildet ſind. Namentlich geläufig iſt ihm dieſe Ausdrucksweiſe bei Zeitbeſtimmungen. So hat es zahlreiche Redensarten zur Verfügung, um zu bezeichnen, daß etwas niemals geſchehen werde. Der Römer ſagt dafür gewöhnlich ad calendas Graecas, bis zu den griechiſchen Kalenden. Da nun der Hellene dieſen Termin nicht kennt, alſo im griechiſchen Kalender überhaupt keine Kalenden vorhanden ſind, ſo bedeutet dies ſo viel als: auf eine Zeit, die nie kommen wird, auf niemals. Ohne Zweifel iſt eine ſolche Wendung anſchaulicher und kräftiger als das einfache nunquam; denn der Gegenſatz

1) Vgl. O. Weiſe, Zeitſchr. f. deutſche Wortforſchung III, S. 247 f. Aus dem Latein laſſen ſich Ausdrucksweiſen vergleichen wie immaniter arrogans, crudeliter inimicus, insanum magnus, immortaliter gaudeo u. a. Beachtenswert iſt auch, daß das Volk vielfach verbalen Ausdruck wählt, wo ſich die Schriftſprache der Haupt- oder Eigenſchaftswörter bedient. Da hört man ſagen: wie mein Vater geſtorben war (= nach dem Tode meines Vaters), ehe mein Bruder kam (= vor der Ankunft meines Bruders), ich habe mit angehört, was ihr euch erzählt habt (= eure Unterhaltung), er bedauert, daß er das gemacht hat (= bereut ſeine Tat), verteilt werden (= zur Verteilung kommen), umbauen (= einem Umbau unterziehen); der Junge folgt gut, lügt immer, träumt immer, bummelt ſchrecklich (= iſt folgſam, lügenhaft, träumeriſch, ſaumſelig); das gefällt mir (= das iſt löblich, lobenswert).

zwischen römischer und griechischer Datierung, der jedem sofort vorschweben muß, hebt und verstärkt in nachdrücklicher Weise. Ähnlich verfährt das deutsche Volk. Es benutzt zu derartigen Zeitbestimmungen am liebsten eins der drei großen Feste des Jahres, Ostern, Pfingsten oder Weihnachten, und schafft den Kontrast dadurch, daß es einen Begriff, der eigentlich damit unvereinbar ist, damit zusammenbringt, sei es in der Form eines Attributs oder durch Komposition oder in einem Nebensatze, z. B. auf Maienostern (Ostern fällt niemals in den Monat Mai) oder zu Pfingsten auf dem Eise (zu Pfingsten gibt es kein Eis mehr), auf Pflaumenpfingsten (zu Pfingsten sind die Pflaumen noch nicht reif), auf Eulenpfingsten (niederdeutsch: up Ulepinxten; wegen des Sinnes vgl. die Wendung ene ûle seten hân, eine Eule sitzen haben: von einer gehofften Sache, aus der nichts wird), auf Weihnachten in der Ernte, auf Pflaumenpfingsten, wenn die Böcke lammen.[1])

Aber auch andere Tage des Jahres werden zu diesem Zwecke verwandt, z. B. zu Martini, wenn die Störche kommen (am 11. November sind die Störche schon wieder abgezogen, kommen also nicht erst), op Sänt Jütten dag (westfälisch = auf Sankt Jütten Tag, nach einem heidnischen Dämon, der nicht im christlichen Kalender stand)[2]), daher auch allgemein auf Sankt Nimmers oder Nimmermehrs Tag, am zweiten Sonntag vor dem ersten Schnee (dessen Eintreten bekanntlich nicht voher berechnet werden kann), auf den Sommer über drei Wochen, auf den Sommer über acht Tage.[3]) Dazu gesellen sich Redensarten, die besonders in die Form von Bedingungssätzen gekleidet sind; zunächst, wie schon oben angegeben, wenn die Böcke lammen, ferner wenn zwei Sonntage in eine Woche kommen (vgl. engl.: when two sundays come together), wenn es Gulden regnet, wenn die Hennen für sich scharren, wenn die Weiden

1) Thüring.; vgl. Hertel, Thüringischer Sprachschatz, S. 180.

2) Vgl. Lyons Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht XV, S. 790.

3) Vgl. Göpfert, Die erzgebirgische Mundart S. 110 und Lyons Zeitschr. V, 170.

Pflaumen tragen, wenn die Sonne in die Hölle scheint, wenn die Sonne still steht u. a. Noch ausführlicher gehalten sind Wendungen wie die in Sachsen übliche: wenn der Apfelbaum Kirschen trägt und der Mühlstein Silber schlägt, dann soll die Hochzeit werden[1]), oder wie die in Thüringen gebräuchliche: wenn es Kirschkuchen regnet und Bratwürste schneit, dann werden die Jenaer (Jenschen) Mädchen gescheit.

In etwas anderer Weise werden derartige Naturunmöglichkeiten bei Neujahrs- und Geburtstagsgratulationen verwendet. Hier hat man auch Gelegenheit, die blühende Phantasie und die große Erfindungsgabe des Mannes aus dem Volke zu bewundern, denn an Abwechselung fehlt es wahrhaftig nicht. So beginnt in „Foltgens Klopfan" ein solches Gedicht mit den Worten: Ich wünsche dich so lang gesund, bis eine Lins' wiegt hundert Pfund und bis ein Mühlstein in Lüften fleugt, eine Flieg' ein Fuder Weines zeucht und bis ein Krebs Baumwolle spinnt und man im Schnee ein Feuer anzünd't. Ähnlich verhält es sich mit folgenden volkstümlichen Versen: Gott lasse dich so lang gesund, unz (bis) eine Rose gelt' ein Pfund[2]), Gott erhalte euch gesund, bis ein Krebs erlauf' ein'n Hund[3]) oder bis daß ein Has' fäht (d. h. fängt) einen Hund[4]) oder bis einst schwarzer Schnee fällt und die Laus ein'n Taler gelt.

Auch Beteuerungen und Versicherungen der Treue werden häufig in dieses Gewand gekleidet. Daher finden sich nicht selten in Briefschlüssen Verse folgender Art: Viel eher soll der Rhein über die Alpen laufen, viel eher soll der Main den Odenwald ersaufen, viel eher soll zergehn die Erd' und 's Firmament, eh' gegen Rosa-

1) Vgl. A. Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge, S. 105.

2) Laßbergs Liedersaal I, S. 109, von der Hagen und Büsching, Grundriß, S. 333.

3) Anzeiger f. d. Kunde d. Vorzeit V, S. 216.

4) Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes I, S. 75.

lind' mein' Treu' soll nehmen ein End'.[1]) Dem entspricht der noch gegenwärtig im sächsischen Volksmund verbreitete Spruch: Wenn der Mühlstein trägt Reben und daraus fließt süßer Wein, wenn der Tod mir nimmt das Leben, hör' ich auf, dein Freund zu sein[2]) oder das im Altenburgischen bekannte Wort: Unsere Freundschaft die soll blühen, . . . bis der Bock einst Junge kriegt. Diese und andere Formen der Art stehen auf einer Stufe mit dem Wortlaute eines Friedenstraktates, der im Jahre 985 zwischen dem Zaren Wladimir und den Bulgaren geschlossen worden ist und wo es heißt: Der Friede soll gelten, bis der Stein beginnt oben zu schwimmen und der Hopfen unterzusinken[3]) oder mit den Worten, die Konrad von Würzburg an die Jungfrau Maria richtet: Eher werden Edelstein und Marmor mit einem Halm und der Diamant mit weichem Blei durchbohrt, ehe ich die Höhe des Lobes erreiche, das dir gebührt.[4])

Aber nicht bloß zu Zeitbestimmungen und Beteuerungen wird die Figur ἐκ τοῦ ἀδυνάτου und der Kontrast vom Volk

1) Aus dem 17. Jahrhundert; vgl. Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes II, S. 194, ebenso mhd. Ausdrücke wie si mohte ê den Rîn gekêren in den Pfât (Po) ê . . ., oder: si wil, daz ich ir wende den Rîn, daz er für Koblenz iht gê und Germania VII, 189.

2) Vgl. Wuttke, Sächsische Volkskunde, 2. Aufl. 1901, S. 252. Bolte, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XII, S. 47: „Wenn versichert werden soll, daß eine Lösung des zwischen zwei Herzen geschlossenen Bundes unmöglich sei, bedient sich der Volksgesang gern des Bildes vom rebentragenden Mühlstein. In einer niederrheinischen Liederhandschrift von 1574 heißt es: Gott behüte dich, mein schönes Lieb und Leben, bis dein Mündlein trägt Weinreben und die Reben tragen Wein, dann soll unsere Liebe geschieden sein."

3) Vgl. Kobert, Historische Studien aus dem Pharmakologischen Institute der Universität Dorpat, V, S. 143, Halle 1896.

4) Vgl. Borchardt-Wustmann, Sprichwörtliche Redensarten, 5. Aufl., S. 371: Nach der Eroberung von Ofen 1686 wurde Graf Tököly, der nach der ungarischen Krone unter türkischer Oberhoheit gestrebt hatte, aus dem kaiserlichen Lager verspottet: Wann fünf König hat einmal die französisch Karten, Wärst der nächste in der Wahl, Wannst es kannst erwarten.

verwendet, sondern auch sonst. Namentlich wenn jemand ausspricht, daß sich etwas anders verhielte, wenn das und das der Fall wäre, regt sich leicht das Verlangen, eine scherzhafte Wendung in Form eines irrealen Bedingungssatzes anzubringen, wie: ja, wenn die Tante Räder hätte, da wäre sie ein Omnibus. So schreibt schon Luther, der dem Volke gern aufs Maul sah, in seiner Sprichwörtersammlung (vgl. die Ausgabe von Ernst Tille, Nr. 14): er ist ein Hund, wenn er Zagel (einen Schwanz) hätte; so lautet ein anderes Sprichwort: er wäre ein Ochse, wenn er Hörner hätte, oder: wenn häßlich sein eine Sünde wäre, käm' der (oder die) in die Hölle; ebenso sagt man in Tirol: wenn dir das Dummsein wehe täte, da hörte man dich bis nach Amerika schreien (z. B. bei Wolf, Geschichten aus Tirol, 2. Bd.). Daher ist dies auch eine beliebte Form der Schnaderhüpfeln, z. B.: Wenn es Taler tät regnen und Dukaten möcht' schnei'n, tät ich den Herrgott schön bitten, es möchte 's Wetter so bleib'n. Aber auch sonst im Volksliede begegnen wir dieser Erscheinung oft. Von den zahlreichen Beispielen greife ich nur einige heraus: Und wenn der Himmel papieren wär' und jeder Stern ein Schreiber wär' und schrieb ein jeder mit sieben Händ', sie kämen mit meiner Liebe nicht zu End' oder: wär' ich ein wilder Falke, ich wollt' mich schwingen auf, oder: wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt', flög' ich zu dir. Dasselbe gilt vom Studentenliede; da heißt es z. B.: Wenn ich einmal der Herrgott wär', mein erstes wäre das, ich nähme meine Allmacht her und schüf' ein großes Faß oder: Wenn das Atlantische Meer lauter Champagner wär' usw.

Von da ist es nicht weit zu den unerfüllbaren Wünschen und Versicherungen, die das Volk oft in seine Rede einfließen läßt, z. B.: ich möchte Kieselsteine flennen[1]), ich

1) Bei Christian Weise, vgl. Kluges Zeitschr. f. deutsche Wortforsch. II, S. 33.

möchte ein Loch in die Welt laufen, ebenda: da möchte man gleich aus der Haut fahren, das könnte einen Stein erbarmen. Endlich sind verwandt sprichwörtliche Redensarten wie: Wem das Glück wohl will, dem kälbert der Ochse[1]); vor allen Dingen aber Forderungen, die man an jemand stellt, obwohl man weiß, daß er sie nicht erfüllen kann, weil es unmöglich ist, z. B.: einen Mohren weiß waschen[2]), einen Krebs vorwärts gehen lehren, beim Esel Wolle suchen oder den Esel scheren, den Bock melken[3]), Flöhe hüten, Maikäfer in der Luft klistieren (Wien), das Meer austrinken, Berge versetzen (Hiob 9, 5), Wasser in einem Siebe holen, dem Tauben ein Liedlein lehren, den Nebel balgen, im Winde schiffen, in der Luft rudern, das Eisen schwimmen lehren, Brot im kalten Ofen backen, im Hundestalle Bratwürste suchen, einen Wetzstein mästen, den Wind auf Flaschen ziehen, ein alt Judenweib beschneiden, gar nicht zu gedenken der einfachen Gegensätze, die in Stammbuchversen ausgesprochen werden, wie: Rosen, Tulpen, Veilchen, Nelken, alle diese Blumen welken, Marmelstein und Eisen bricht, aber unsre Freundschaft nicht.

Daß von all diesen Redeweisen manches in die Poesie höheren Stiles eindringt, ist selbstverständlich, wenn man bedenkt, in wie mannigfacher Hinsicht sich volkstümliche Rede und Sprache der Dichtkunst berühren.[4]) Es ist daher begreiflich, daß wir öfter bei Schiller ähnlichen Ausdrücken begegnen, z. B.: Maria Stuart III. 3: Eh' mögen Feuer und Wasser sich in Liebe begegnen und das Lamm den

1) Vgl. nürnbergisch: Wem das Glück wohl will, dem kälbert der Holzschlegel auf der Achsel, bei Frommann, Deutsche Mundarten VI, S. 464.

2) Vgl. *Αἰθίοπα λευκαίνειν*, Plutarch proverb. 52. Hieron. adv. Ruf. III. 23, adv. Pelag. II. 26, Archiv f. lat. Lexikographie III, S. 379.

3) Vgl. Borchardt-Wustmann a. a. O. S. 72.

4) Vgl. meine Schrift über „Unsere Muttersprache", 5. Aufl., Leipzig 1904, S. 80ff.

Tiger küſſen; Jungfrau von Orléans I. 10: Eh' ſiehſt du die Loire zurückefließen; Braut von Meſſina IV. 4: So unmöglich iſt's die Götter, die hochwohnenden, zu treffen, als in den Mond mit einem Pfeil zu ſchießen; Jungfrau von Orléans I. 3: Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen? Wächſt mir ein Kornfeld in der flachen Hand? Macbeth III. 5: Eh' ſoll der Dinge feſte Form ſich löſen, eh' mögen beide Welten zuſammenbrechen, ehe wir unſer Brot mit Zittern eſſen; I. 2: Wie Sperlinge den Adler ſchrecken und das Reh den Löwen; V. 12: So leicht vermöchteſt du die geiſt'ge Luft mit deines Schwertes Schneide zu verletzen als Macbeth bluten machen.[1])

Und vergleicht man andere Sprachen, ſo ergeben ſich ähnliche Verhältniſſe. Im Franzöſiſchen iſt es volkstümlich, das Wort „niemals" durch Redensarten zu umſchreiben wie: la semaine des quatre jeudis, oder: quand les poules auront des dents, ferner Wendungen zu gebrauchen wie: renvoyer quelque chose à la venue des coquecigrues (fabelhafter Waſſervogel), c'est vouloir couper un cheveu en quatre, c'est la mer à boire, chercher des poils sur des œufs, mettre la mer en bouteilles, mettre une pyramide sur sa pointe, faire rire un tas de pierres (vgl. Antoine in der franzöſiſchen Überſetzung von O. Weiſes Charakteriſtik der lateiniſchen Sprache: Les caractères de la langue latine, S. 206 und O. Wernicke, Merſeburger Programm 1895, S. 19; ferner ital.: cavar sangue da una rapa, cavar l'oglio di Romagna, ſpaniſch: sacar di pietras panes u. a.).[2])

1) Vgl. W. Müller, Müllerlieder S. 13: Was tanzen die Fiſchlein im grünen Gezweig? Was will denn das Eichhorn im blauen Teich? Lauremberg, Scherzgedichte I. 435: ick plög (pflüg) und seie korn up stenen bi dem strande und denke to fangen fische recht midden up dem lande. Wat ick geredt, dat sind castellen in der lucht (Luftſchlöſſer).

2) Vor allen Dingen aber iſt es eine beliebte Spielerei griechiſcher und römiſcher Dichter. Von jenen haben eine große Neigung dazu die Alexandriner und Idyllendichter wie Theokrit (z. B. I. 132 ff.), doch be-

Auch auf anderen Gebieten als auf dem des Kontraſtes finden wir in anderen Sprachen beim Volke eine anſchaulichere Ausdrucksweiſe als bei den oberen Zehntauſend, wenn auch die Anſchauungen im einzelnen öfter etwas voneinander abweichen. In Deutſchland und Dänemark ſind die Rechnungen gepfeffert, wenn ſie große Summen aufweiſen, in Frankreich geſalzen (des additions salées); in Deutſchland regnet es Bauernjungen oder Schneidergeſellen, wenn es gießt, was vom Himmel herunter will, in der franzöſiſchen Schweiz

---

gegnet man ſchon Beiſpielen bei Archilochus (Fragm. 76 Bergk), Euripides u. a. Bei den Römern tritt dieſe Erſcheinung ſchon in der älteſten Zeit auf, natürlich unter dem Einfluſſe der griechiſchen Vorbilder, wie man daraus deutlich erkennen kann, daß die Wendungen oft wörtlich überſetzt werden. So lieſt man ſchon bei Näbius im puniſchen Kriege fr. inc. 11 p. 19 V.: prius locusta pariet Lucam bovem, bei Plautus Asin. I. 99: iubeas me piscari in aëre, ebenda I, 79: nudo detrahere vestimenta, bei Ovid a. a. 1, 748: e medio flumine mella petere, Met. 11, 315: facere candida de nigris et de candentibus atra; vgl. auch Met. 13, 324; 14, 37, Trist. 1, 8, 3; 4, 1, 57; ex Ponto 2, 6, 37; 4, 5, 51 u. a. Verg. ecl. 3, 91: hircos mulgere (vgl. 8, 52; 1, 59. Aen. 8, 27); Prop. 3, 15, 31 (3, 7, 31): terra prius falso partu deludet arantes et citius nigros sol agitabit equos fluminaque ad caput incipient revocare liquores aridus et sicco gurgite piscis erit, quam possim nostros alio transferre dolores; ebenda 3, 32 (30), 49: Tu prius et fluctus nostris siccare marinos altaque mortali deripere astra manu, quam facere, ut nostrae nolint peccare puellae; ebenda 1, 15, 29: muta prius vasto labentur flumina ponto annus et inversas duxerit ante vices quam tua sub nostro mutetur pectore cura (vgl. auch 2, 3, 5), ferner Horaz epod. 16, 31: iuvet ut subsidere cervis adulteretur columba milvo credula nec ravos timeant armenta leones ametque salsa levis hircus aequora (vgl. auch carm. I. 33, 7); Catull 61, 202: ille pulveris Africi siderumque micantium subducet numerum prius qui nostri numerare volt multa milia ludi. Über ſpätrömiſche Dichter wie Claudian und Nemeſian vgl. Bieſe, Das Naturgefühl bei den Römern, S. 143. Auch unter den ſprichwörtlichen Redensarten der Römer finden ſich ähnliche Erſcheinungen; z. B. gehört hierher der Ausdruck cum mula pepererit Suet. Galba 4: wenn eine Mauleſelin wirft = niemals (vgl. deutſch: wenn die Böcke lammen). Da es heißt, daß die weiblichen Mauleſel nicht werfen, ſo wird eine trächtige Mauleſelin als Wunder angeſehen (vgl. Juvenal 13, 66, Cic. de div. 2, 49).

Keſſelflicker (il va pleuvoir des magnins), in Dänemark Schuſterjungen (skomagerdrenge). Bei uns heißt ein Glas Bier, das einen breiten Schaumrand hat, alſo ſchlecht eingeſchenkt iſt, ein Feldwebel, von den Treſſen am Halſe, in Italien nennt man die gut eingeſchenkten, denen der Rand ſo gut wie ganz fehlt, conscritti, Neuausgehobene; denn den Rekruten fehlen bekanntlich derartige Abzeichen. Wir dürſten nach Gold, die Römer hungerten danach und ſprachen von der auri sacra fames, wir machen aus einer Mücke einen Elefanten, wenn wir eine Sache ſtark übertreiben, die Römer aus einer Kloake eine Burg (arcem e cloaca facere, z. B. Cic. pro Planc. 40, 95), die Spanier aus einem Floh ein Kamel (hacer un camelo de una pulga). Für die Wendung „an dem iſt Hopfen und Malz verloren" ſagen die Römer oleum et operam perdere (Öl und Mühe verlieren), die katholiſchen Gegenden Süddeutſchlands aber „an dem iſt Chriſam und Taufe verloren" (= Salböl und Taufe), alles entſprechend den Anſchauungen, die den betreffenden Bewohnern am nächſten liegen. Das Gewehr iſt in Deutſchland mit einem Hahne verſehen, in Spanien mit einem Kätzchen (gatillo), in Frankreich mit einem Hunde (chien).

Noch über einen Punkt haben wir zu ſprechen, über das Verhalten des Volkes zu den Fremdwörtern. Bei der Friſche und Unmittelbarkeit der Anſchauung, die das Volk liebt, läßt ſich von vornherein annehmen, daß es für dieſe ausländiſchen Erzeugniſſe wenig Sinn hat und meiſt gute deutſche dafür gebraucht oder wenigſtens die fremden nach ſeiner Art zurechtſtutzt. Für Perpendikel findet man in vielen Gegenden Deutſchlands die ſchöne Bezeichnung Unruhe, für Karuſſell Reitſchule, Ringelreiten, Röſſelſpiel, für Diakonus Helfer, für Automobil Schnauferl, für Hoſpital Siechenhaus; Sofa heißt in Niederdeutſchland vielfach Lodderbett, Serviette Schlabbertuch, Sakriſtei Geerkammer (vgl. engl. geer, Anzug). Statt „er iſt beim Militär" ſagt man in Thüringen „er dient". Mitunter ſind auch die Bezeichnungen von Gegenſtänden, die wir von auswärts erhalten haben, an heimiſche

angelehnt worden: So heißt in Thüringen der Syringenstrauch Holunder oder Flieder, nach dem schwarzen Holunder.[1])

Sickert nun einmal aus höheren Kreisen ein Fremdwort in niedrigere Schichten durch oder wird es infolge des Verkehrs mit dem Nachbarlande dort heimisch, so wird es nicht bloß den heimischen Lautgesetzen angepaßt, sondern oft auch durch Bedeutungsangleichung dem heimischen Wortschatze nahe gebracht.[2]) Diese Art der Etymologie, die man als Volksetymologie bezeichnet, tritt schon ziemlich frühzeitig auf, z. B. bei altdeutschen Lehnwörtern aus dem Latein wie Osterluzei (aus aristolochia), Ackerwurz (aus acorus), Liebstöckel (aus ligusticum oder libisticum), Bertram (aus pyrethrum). In gleicher Weise ist mulus zu Maulesel, Dromedar zu Trampeltier, mus montanus (acc. murem montanum) zu Murmeltier, arcuballista zu Armbrust geworden. Dasselbe gilt von Wörtern, die aus dem Französischen und anderen Sprachen eingedrungen sind, wie Blankscheit (= planchette), Felleisen (= valise), Kammertuch (= Tuch von Cambray), Kretschmann und Kretschmeier (beides noch Familiennamen), wie man sich das in Ostdeutschland übliche slawische Kretschmar, Gastwirt, schon zu Luthers und Hans Sachsens Zeit zurechtgelegt hat. Während diese Ausdrücke auch in die Schriftsprache übernommen worden sind, sind zahlreiche andere nur im Volksmunde üblich. Man denke an Zanktippe (= Xanthippe), Ölumination (= Illumination), Rosemarie (= Rosmarin), Pommer haben (= bonheur), Infaulenzia (= Influenza),

1) Das Fremdwort Zichorie vermeidet der Thüringer insofern, als er für Zichorienkaffee „Deutscher" (nämlich Kaffee) sagt.

2) Jak. Grimm sagt in der Einleitung zum Deutschen Wörterbuch S. XXVI: „Alle Sprachen haben, solange sie gesund sind, einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten, und wo sein Eindringen erfolgte, es wieder auszustoßen, wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen. Keine Sprache war der Entfaltungen aller Laute mächtig, und den beiseite liegenden weicht sie aus, weil sie sich dadurch gestört fühlt. Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotz wie ein heimisches aussieht."

garſtiges Fieber (= gaſtriſches Fieber), vermooſt (= famos), rattenkahl (= radikal), pomadig (= pomale, langſam), ſpaniſcher Schrecken (= paniſcher Schrecken), reineführen (= renovieren), achſelführen (= abſolvieren), mordſakrieren (= maſſakrieren), futteragieren[1] (= fouragieren). Am meiſten werden die mediziniſchen Kunſtausdrücke für Salben, Pflaſter uſw., die das Volk in der Apotheke oder in der Drogenhandlung kauft, entſtellt. Da wird aus dem unguentum Neapolitanum (= Neapolitaniſche Salbe) ein umgewendeter Napoleon, aus emplastrum oxycroceum ein Ochſenkreditpflaſter, aus linimentum volatile ein fliegend Element uſw. Dieſe Ausdrücke ſind inſofern oft recht paſſend umgeformt, als dabei nicht ſelten der Sinn der neuen Bildung mit dem Zwecke und der Bedeutung des Gegenſtandes in Einklang gebracht wird. So verwendet man gegen Ohrenleiden die Männertreuwurz, deren lateiniſcher Name radix Eryngii mit Anklang an Ohr zu Ohrengelwurz umgedeutet wird, ſo wird die herba Brunella, die gern bei Bräune gebraucht wird, zu Braunheil oder Braunelle. In anderer Weiſe macht man aus der asa foetida Aastropfen, aus alba nix (weißer Schnee), wie das Zinkoxyd wegen ſeiner Ähnlichkeit mit Schneeflocken genannt wird, weißes Nichts (vgl. das Sprichwort: Nichts iſt gut für die Augen).[2])

1) So leſen wir z. B. in dem bekannten Volkslied vom Prinzen Eugen.

2) Auch fremde Ortsnamen hat ſich das Volk vielfach in dieſer Weiſe zurechtgelegt, z. B. lateiniſche und keltiſche, wie Venusti montes in Finſtermünz, Vini cella in Winkel, Brunonis vicus in Braunſchweig, Molitura in Mehltheuer, Villa Ansgarii in Willenſcharen, Ovile in Unwillen, Domus vassalorum in Domfeſſel, Porcetum in Burtſcheid, Mediolanum in Mailand, Tabernae in Dauborn, Rubiniacum in Rübenach, Vergiliacum in Berglicht, Idunum in Judenkirch oder ſlawiſche wie Luboras in Lieberoſe, Templow in Tempelhof u. a.

Übrigens hält ſich das Volk auch meiſt von den fremden Endungen fern, die durch gelehrte Pedanterie deutſchen Wörtern gegeben worden ſind. Ausgänge wie —enser, —aner und —iner ſucht man bei Benennungen von Angehörigen eines Landes oder einer Stadt vergeblich; es heißt nicht Bremenſer, Badenſer, Weimaraner, Gothaner, Anhaltiner, ſondern Bremer, Badener, Weimarſche, Gothſche, Anhaltſche oder Anhalter uſw.

9.

Der Wortschatz der Mundart.

Wie auf anderen Gebieten, so besteht auch im Bereiche des Wortschatzes ein großer Unterschied zwischen der Schriftsprache und der Mundart. Während jene eine beträchtliche Zahl von Ausdrücken für die Begriffe der Wissenschaft und Kunst und überhaupt der höheren Sphären des Denkens zur Verfügung hat, weist diese eine reichere Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen für zahlreiche Erscheinungen des täglichen Lebens und für tagtäglich sich abspielende Vorgänge auf. Während jene durch ganz Deutschland gleiche Terminologie verwendet, zeigt diese in den einzelnen Landschaften oft große Abwechselung, so daß für denselben Gegenstand und für dieselbe Handlung ganz verschiedene Namen gebraucht werden. Was im östlichen Mitteldeutschland Quark heißt, wird in Österreich Schotten oder Topfen, in Franken Matte, in Thüringen Matz, in der Schweiz Ziger genannt. Für den Rahm finden wir in Österreich den Ausdruck Oberst, in Schlesien Schmetten, in der Schweiz Nidel, auf niederdeutschem Boden und auch vielfach in Mitteldeutschland Schmant, Sahne, Flott. Das Kerngehäuse des Apfels heißt in oberdeutschen Mundarten besonders Butzen oder Griebs, in niederdeutschen oft Mendel oder Hunkel. Der Schmetterling erscheint in Bayern als Müllermaler oder Sommervogel, in Schwaben als Baufalter, Weifalter oder Feifalter, in Rheinland als Fledermaus, niederdeutsch als Buttervogel oder Butterfliege (vgl. engl. butterfly), anderswo als Molkendieb oder Milchdieb. Für die Libelle begegnen uns Ausdrücke wie Wasserjungfrau, Himmelsziege, Graspferd, Schillebold, Glaser, Schneider, Schleifer u. a. Je weiter ein Gegenstand den

alles gleich machenden Einflüssen des Handels und Wandels steht, um so mannigfaltiger pflegt er mit Bezeichnungen bedacht zu sein. Daher fließt der Born des Wortschatzes außerordentlich üppig auf dem Gebiete kindlicher Verrichtungen, z. B. im Bereiche der Jugendspiele. Groß ist die Reihe der Namen, die sich die jugendliche Phantasie geschaffen hat für den Kreisel und die Schaukel[1]), für das Hingleiten der Füße über eine Eisfläche. Und zwar wird hier das Geräusch des Schlürfens und Rutschens gewöhnlich durch das bezeichnende sch ausgedrückt, sei es im Anlaut (schurren, schusseln, tschindern, tschullern) oder im Inlaut (huscheln, ruscheln, zuscheln, kascheln, zeschen, hätscheln, kitschen) oder an beiden Stellen (tschintschern). Häufig ist das sch noch verbunden mit dem für die Gleitebewegung charakteristischen l (schlickern, schlittern, schlitschen, schleimern, schliefen, schlundern).

Und welche Fülle, welche Abwechselung bietet sich uns nicht, wenn wir den Boden des Volkswitzes betreten? Da begegnen uns Namen für den Zylinder wie Dohle, Angströhre, Esse, Sturmfaß, Dunstkiepe, Almosenkiepe, Bibi oder für das Geld wie Moos, Asche, Draht, Kies, Pulver, Bims, Knöpfe, Kröten u. a. Die Zigarre heißt Giftnudel, Glimmstengel, Sauzahn, Ziehjarre, Infamia, Stinkadores, die Nase Riecher, Gurke, Nuß, Tulpe, Zinken, Lötkolben. In unserer Reichshauptstadt allein kann man ein Dutzend von Ausdrücken für albernes Geschwätz (Zimt, Kohl, Blech, Feez, Stuß, Mumpitz u. a.), ebensoviel für verschwenden (verwichsen, verquasen, verpulvern, verposamentieren, verplempern, verläppern, verliedern, verjucken, versimsen u. a.), für verderben, stehlen, betrügen, für schlau, verrückt, schlecht und gleichgültig hören. Schier unerschöpflich ist das Volk in der Erfindung von Bezeichnungen für prügeln und ohrfeigen, für trinken und berauscht sein usw. Für trinken und auf das Trinken Bezügliches hat

1) Die Schaukel heißt z. B. Schunkel, Klunker, Gautsche, Reidel, Gureize usw.

H. Schrader in einer besonderen Schrift 500 verschiedene Ausdrücke gesammelt[1]), ohne den reichhaltigen Stoff auch nur annähernd zu erschöpfen, für prügeln gebe ich im folgenden eine Zusammenstellung, die nicht vollständig sein soll, aber von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der Wörter und Redensarten, die unserem Volke für diesen Begriff zur Verfügung stehen, einen Begriff gibt.

Zunächst findet sich eine größere Zahl onomatopoetisch gebildeter Formen, namentlich mit den Vokalen a und i und den Konsonanten tsch, ps, ks u. a., in denen der Schall beim Aufschlagen versinnbildlicht werden soll: es heißt Watsche (Ohrfeige, oberhessisch = mhd. watze in ôrwetzelîn, kleine Ohrfeige; jemand verwatscheln, ohrfeigen, leipzigisch), Quatsche (Ohrfeige, berlinisch; quatschen, ohrfeigen, leipzigisch), Patsch, Ohrfeige, leipz.), Klapse (Schläge, thüring.), Platze (Schläge, altenburg. = mhd. plotze, Schläge), Kalasche (Prügel, schlesisch), Damsel (Ohrfeige, leipz.), Schlappe (älter nhd. Backenstreich; vgl. ital. schiaffo, dasselbe), Wappche (Schläge an den Kopf, oberh.), Schwappe (Ohrfeige, berlin.), Draps (Schlag, schlesisch), Flappe (oberh. Ohrfeige), Tappe (Schläge, thüring.), Knalle (Prügel, leipz.), Rampes (Prügel, nassauisch), Dütschen, Dütschkappen (Schlag auf den Kopf, bayrisch), Wutschen (Ohrfeige, ruhlaisch), Schwumbse (Prügel, leipz.), einem eine latschen (ohrfeigen, leipz.), lachsen (durchhauen, leipz.), daraus volksetymologisch zurechtgemacht flachsen, durchflachsen (altenburg.), verknacksen (durchhauen, altenburg.), durchklabastern (thüring.), kabacken (schlesisch), wackeln (thüring.), bimsen, durchbimsen (prügeln, obersächsisch), Simse (versimsen, berlin.), Klitsche (ausklitschen, thüring.), Schmicke (Deutsches Wörterbuch IX, 153), Plicke (ebenda V, 1158), Schwippe (ebenda IX, 2712), Schmisse (schmeißen, obersächsisch), Schmitze (Schläge mit der Schmitze an der Peitsche, thüring.), Risse (altenburg.), Pfiffe (obersächsisch), Bauze (thüring.), Plauze (altenburg.).

1) Das Trinken in mehr als 500 Gleichnissen und Redensarten, Berlin 1890.

Sehr beliebt sind ferner Glimpfwörter (Euphemismen). Da werden einem die Prügel aufgezählt wie eine Geldsumme, man trägt eine Tracht voll, einen Buckel voll davon mit heim, man bekommt sein Deputat Prügel zugeteilt. Dann werden sie wieder mit einer wohlschmeckenden Frucht verglichen und bezeichnet als Dachteln (= Datteln), Feigen (Ohrfeigen, eigentlich Ohrveeg, Streich ans Ohr), Kopfnüsse (von Nuß, Schlag, aber gedacht wird an Nuß als Frucht), Maulschellen (Name eines Gebäcks), Pflaumen (elsäss.), Kirschen (elsäss.), Maulbirnen (holländisch, aber auch sonst verbreitet, z. B. bei Albr. v. Eyb), Butzenbirnen (= Schläge). Man spricht sodann von Prügelsuppe, die jemand zu sich nimmt, und von Fünffingerkraut[1]), das er ißt; auch kann man jemand eine Suppe einbrocken, ihm etwas eintränken und ihn hinterher fragen: Wie schmeckt's? ihm trockenes Futter verabreichen, Stockfisch ohne Butter, etwas Warmes in Aussicht stellen oder etwas abgeben. Ferner werden die Prügel als ungebrannte Asche bezeichnet, und Schläge damit erteilen heißt jemand die Jacke mit ungebrannter Asche ausklopfen. Das spanische Röhrchen wird scherzhaft der gelbe Onkel genannt, und der damit schlägt, kommt einem spanisch. Außerdem kann man mit dem Stocke nähere Bekanntschaft machen, die schönsten Hiebe besehen oder merken, wie einem das Stöckchen auf dem Rücken tanzt. Oft wird an einen Handwerker und dessen Verrichtungen gedacht; so kann man jemand versohlen und durchwichsen (= mit Wachs überziehen) wie ein Schuhmacher, oder ihm etwas am Zeuge flicken und ihn bügeln wie ein Schneider, ferner durchwalken wie der Walker und dreschen wie der Tagelöhner mit dem Dreschflegel, versalzen wie der Koch; ebenso den Buckel mit dem hagebuchenen Pinsel blau anstreichen wie der Maler, Schillinge, Kopfstücke oder Batzen aufzählen wie der Kaufmann, den Pelz waschen

1) Vgl. franz. giroflée à cinq feuilles, eigentlich fünfblättrige Levkoje.

wie die Waschfrau, bürsten, kämmen, harken wie eine Mutter ihr Kind, 25 Paragraphen mit dem schlehdornenen Gesetzgeber aufnötigen wie der Büttel, Fraktur auf jemand schwatzen (Kluge, Deutsche Studentensprache, S. 91) wie der Buchdrucker u. a.

Weiterhin wird eine Bezeichnung für die Hiebe abgeleitet von dem Kleidungsstücke, das man trägt, z. B. jemand Jackenfett geben, die Jacke ausklopfen, pelzen (eig. den Pelz abziehen), die Motten aus dem Pelze klopfen, immer feste auf die Weste, vielleicht auch wamsen, durchwamsen, wenn man nicht vorzieht, dieses Wort mit oberhessisch wappen, prügeln in Verbindung zu bringen; oder von dem beim Schlagen benutzten Instrumente, z. B. holzen, keilen, durchledern (zunächst mit dem ledernen Riemen), auskarbatschen (mit der Karbatsche schlagen), prügeln (von mhd. brügel, Knüttel); endlich von der Stelle, wo man jemand anpackt: beim Wickel kriegen, beim Griebse packen (altenburg.), beim Kanthaken (berlin.), bei der Binde (berlin.), bei der Krause (thüring.), beim Klaffitchen (berlin.), bei der Pappe (berlin.), beim Schlung (berlin.), bei der Kartause (dütenförmige Kapuze, bayrisch), beim Schlafittchen (Schlagfittich, thüring.).

Originell sind besonders Androhungen von Hieben, z. B. du bekommst eine Dachtel, daß du die lieben Engel im Himmel pfeifen hörst (altenburg.), paß auf, sonst raucht's (altenburg.), du hast wohl lange keine Backzähne gespuckt (berlin.), ich haue dich, daß du Baumöl gibst (ebenda), dir werde ich die Eisbeine knicken, die Flötentöne beibringen, zeigen, was eine Harke ist, ich haue dir eine nein, daß du denkst, Ostern und Pfingsten falle auf einen Tag, daß die Schwarte knackt, daß die Läuse piepen, daß du deine Knochen im Schnupftuche nach Hause tragen kannst; dir hat wohl lange die Nase nicht geblutet? Du hast wohl lange nicht in der Rinne gelegen? Du hast wohl lange kein Berliner Rot gesehen? Ich will dich schon beim Hammelbeine kriegen (alle berlinisch), warte nur, der Tröster kommt (altenburg.).

Die übrigen ordne ich nach Buchstaben. Es sind folgende: andrehen (einem eine, berlin.), auffrischen, auswischen (einem eins, nämlich eig. ein Auge), Backpfeife (Ohrfeige), Baumwachs (Prügel, berlin.), bläuen (schlagen, vom Sprachbewußtsein zu blau gezogen = blau schlagen), Bremse (berlin. einem eins aufbremsen), Dach (jem. aufs Dach kommen, thüring.), Denkzettel (einem einen D. geben), Diladizche, Dilendizche (Ohrfeige, kölnisch), drischaken (prügeln, Nordhausen von böhm. drišak, Dreschflegel), Dern (einem eine D. anhängen, bayrisch), dürangeln (altenburg.), durchhauen, dulksen (leipz.), Dussel (Ohrfeige, leipz.), Ebige (Ohrfeige, vgl. got. ibuks verkehrt, vogtländisch), einreiben (jem. den Buckel), einweihen (berlin.), fauzen (berlin.), das Fell lose machen (ebenda), fahren mit einem zu Acker (elsäss.) = prügeln, Fake (Ohrfeige, leipz.), Fingerknipse, Flinke (Ohrfeige, thüring.), feiolen (ohrfeigen von Feiole, Veilchen, pfälz. vijolen, dasselbe), fiseln (mit dem Ochsenfisel = Ochsenziemer schlagen, bayrisch), gallern (niederdeutsch), hauen, Horbel, Hormel (Ohrfeige, leipz., altenburg.), Hinhorche, einem eine Hinhorche geben (thüring.), halsslagôn (ahd.), Kazekische (Ohrfeige, kölnisch), karnöffeln (prügeln), Knallschote (Ohrfeige, berlin.), kleben (einem eine, ebenda), in die Kluppe nehmen (thüring.), kriegen (du kriegst aber welche, nämlich Hiebe), kuranzen, es setzt Kium um den Kopf rum (leipz.), kacheln, verkacheln (berlin.), kolken (hauen, thüring.), Klopfe (Hiebe, altenburg.), Kürbis, jem. eins auf den K. geben (altenburg.), die Kolbe lausen (thüring.), die Kuffe lenken (thüring.), lanzen, durchlanzen (thüring.), Lasch, Lasche (Ohrfeige, thüring.), ledern, das Leder vollhauen, aufs Leder knien, langen, einem eine runterlangen, mischen, einem etwas aufmischen (berlin.), möbeln, vermöbeln (altenburg.), mucken (prügeln, Kluge, Studentensprache S. 108), muppeln (thüring. Moppe, Ohrfeige), Nußsack, du bekommst Hiebe wie ein Nußsack, nesseln (thüring.), Pfänder geben (= Hiebe mit der Rute in die ausgestreckte flache Hand geben, thüring.), packen, verpacken (berlin.), Poche (Prügel),

panzerfegen (gründlich fegen wie einen Panzer, oberhess.), Peppe, einem eins in die Peppe langen (leipz.), pauken, durchpauken (leipz.), platzen, einem etwas aufplatzen (obersächsisch), Rettiche (Hiebe, altenburg.), Senge (Prügel, leipz.), schellieren (altenburg.), Schacht (berlin.), Schmiere (berlin.), Stauche (berlin.), Schote (Ohrfeige, berlin.), Schwalbe (Ohrfeige, berlin.), einem eine Schwalbe stechen, steigen, jem. aufs Kollett, Surre (Ohrfeige, elsäss.), vertobaken, vertuschen, vertöpfern (berlin.), Wachtel (Ohrfeige, leipz.), wangschlagen (bayrisch), zwirbeln, Zifferblatt, einem eins aufs Zifferblatt geben (altenburg.), zudecken (berlin.).

Ein großes Kapitel ließe sich schreiben über Begriffe wie sterben oder dumm. Jener begegnet in den Verben abfahren, abfegeln, abrutschen, abkutschieren, er hat es ausgemacht, ihm tut kein Finger mehr weh, er ist um die Ecke gegangen, er ist kalt, er ist erlöst, er hat ins Gras beißen müssen, er ist zur großen Armee abgegangen, sein letztes Stündlein hat geschlagen, er ist auf dem Rücken in die Kirche gegangen, er geht in die Wicken, in die Erbsen, in die Rüben, in die Linsen, in die Pilze, in die Nüsse, in die Fichten, er geht flöten, in die Brüche, zuschanden, kaput, drauf u. a.; dieser weist Synonyma auf wie albern, töricht, dämisch, dämlich, einfältig, dösig, tottend, närrisch u. a.

Geradezu staunenerregend ist die Erfindungsgabe des Volkes auf dem Gebiete der Schimpfwörter. Da müssen alle möglichen Gebiete Material liefern, wenn es gilt, dem Nebenmenschen etwas am Zeuge zu flicken; zunächst Tiere, die wegen irgendeiner Eigenschaft unser Mißfallen erregen, wie das Schaf und der Esel als Vertreter der Dummheit, ferner das schmutzliebende Schwein und die geschwätzige Gans, mitunter genügt auch schon ein Teil eines solchen Geschöpfes zu dem genannten Zwecke, z. B. Schafskopf, Schafsnase, Hasenfuß. Auch Bekleidungsgegenstände werden in gleicher Absicht verwendet, wie sich aus den Bezeichnungen Dummhut,

Schwarzkittel, Blaustrumpf, Bärenhäuter, Filz[1]) ergibt, ebenso Gerätschaften, die irgendeine, wenn auch entfernte Ähnlichkeit mit dem Menschen haben, z. B. Kratzbürste, Reibeisen, Pinsel, Sauertopf, Teekessel, Hungerharke, Stöpsel, Stift, Knebel, Knoten (= Knotenstock) u. a. Die Namen wenig geachteter oder verrufener Stände müssen demselben Zwecke dienen, wie Kesselflicker, Leimsieder, Schneider, Schotenhüter, Racker (= Schinder), ebenso Volksnamen wie Kaffer, Hottentotte, Türke (z. B. Kümmeltürke), Krabate (= Kroate), Slowake; vor allen Dingen aber werden Vornamen so verwendet, die oft seit Jahrhunderten einen üblen Geruch bekommen haben; doch schwankt hier der Gebrauch außerordentlich. Am weitesten verbreitet sind als Schimpfnamen Toffel (= Stoffel, Christophel), Hans, Peter, Matz (Matthäus), Rüpel (= Ruprecht), Nickel (= Nikolaus), Trine, doch finden sich daneben, meist auf beschränkterem Gebiete, viele andere wie Drecklotte, Schwatzliese, Heulsuse, Lausewenzel usw. Außer diesen Namen begegnen uns zahlreiche einsilbige, oft onomatopoetisch gebildete Ausdrücke auf -s wie Taps, Schlaps, Staps, Flaps, Stacks, Lacks, Gacks, Schlacks, Knacks, Kracks, Fips, Knips, Schnips, Ficks, Pieps, Purps, Rülps u. a., die wegen ihrer gedrungenen Form recht geeignet erscheinen, im Volksmunde als wirksame Waffen des Spottes und des Unwillens gegen andere Menschen verwendet zu werden.

Aber auch in anderer Beziehung bietet die Volkssprache große Abwechselung und reiche Mannigfaltigkeit; man denke nur an die verschiedenen Arten etwas zu verneinen. Außer nicht, nichts und nein finden wir hier Ausdrücke mit verstärkendem Zusatz wie nicht die Bohne[2]), nicht ein Haar, nicht ein Fädchen, nicht die Spur, nicht ein Fünkchen, nicht die Probe, keinen Deut, keinen Pfifferling u. a.[3])

1) Vom groben Filzkleide der Bauern.
2) Früher auch: nicht die Erbse, nicht die Linse, nicht eine Wicke.
3) Vgl. Grimm, Deutsche Grammatik III, S. 701 ff.

Auch können die Wörter, welche die Negation zu verstärken pflegen, sie geradezu ersetzen, z. B. er weiß einen Dreck, er fragt den Teufel danach (= niemand).[1] In Mitteldeutschland, besonders in Sachsen und Thüringen ist es üblich, auf eine Frage oder Bitte, statt mit „nein" zu antworten, vielmehr zu sagen: Quarkspitzen (wohl = Quarkkuchenspitzen), Kirschkuchen, Essig, Schnecken; dasselbe bedeutet im Lande Hadeln „ole Floitje" (= alte Flöte).[2]

Ähnlich verhält es sich mit syntaktischen Ausdrucksmitteln anderer Art, z. B. den verschiedenen Mitteln, Befehle zu bezeichnen. Die in bescheidener Form gehaltene Aufforderung: „Könntest du mir nicht das Buch geben!" läßt sich verstärken zu dem einfach deutlichen: „Gib das Buch her!" oder dem bestimmten: „Du wirst das Buch hergeben" und: „Du mußt das Buch hergeben", ferner zu dem kurz angebundenen Befehle: „Hergeben!" oder: „Hergegeben!", den der Philolog Friedrich August Wolf den Kutscherimperativ genannt hat, weil er gern von Kutschern gebraucht wird, endlich zu dem gedrungenen, im Zorn ausgesprochenen: „Her!" oder: „Her damit!" Da haben wir also eine ganze Stufenleiter von Begehrungssätzen, die den jeweiligen Gemütszustand des Redenden getreulich zum Ausdruck bringen, aber auch zugleich dartun, wie mannigfaltige Formen dem Volke verfügbar sind, wenn es einen Wunsch äußern oder einen Befehl erteilen will.

---

1) Schon in mittelhochdeutscher Zeit findet sich: ich kümmere mich den Teufel oder den Henker drum.

2) Vgl. franz. ne . . pas (= ne passum quidem), ne . . point (ne punctum quidem), néans (ne entem quidem oder ne ens quidem), lateinisch nihil (ne hilum, nicht ein Fäschen), non nauci, flocci, pili, assis, teruncii, hettae facere; ferner ciccus Plaut. Rud. 580, granum tritici Stich. IV, 1, 52, pluma Most. II, 1, 60, nux Miles glor. II, 3, 45, digitus Aulul. I, 1, 17 u. a. sowie meine Charakteristik der lateinischen Sprache, 2. Aufl. S. 121.

10.

Lebendigkeit der Darstellung.

Ein besonderes Merkmal der Umgangssprache Gebildeter und der Mundart des Volkes ist die Lebendigkeit des Ausdrucks. Es geht ein Zug der Frische und Unmittelbarkeit durch die ganze Darstellung, der sich auf verschiedenen Gebieten erkennen läßt, zunächst auf dem des Satzbaues. Die direkte Rede ist weitaus beliebter als die indirekte. Wer mündlich berichtet über etwas, was er gehört hat, führt oft die vernommenen Worte genau in derselben Fügung vor, wie sie an sein Ohr gedrungen sind; denn so vermag sie der Hörer viel leichter aufzufassen. Er läßt sich also z. B. so vernehmen: „Mein Bruder sagte: Du bist aber dumm, wenn du dir das gefallen läßt", statt: „Mein Bruder sagte, ich sei unklug, wenn ich mir das bieten lasse." Und wie hier, wird der unabhängige Satz auch sonst vor dem abhängigen bevorzugt. Langatmige, ausgedehnte Fügungen sind nicht nach dem Sinne des Volkes, sondern kurze Sätze, die sich schlicht aneinander reihen. Die Beiordnung hat ein großes Übergewicht über die Unterordnung, selbst an Stelle von Bedingungssätzen stehen viel häufiger als in der Schriftsprache Gefüge ohne Bindewörter, die ihre Herkunft von Befehls-, Wunsch- und Fragesätzen nicht verleugnen können wie: „Komm nur(!), du wirst schon sehen, was passiert" (= wenn du kommst, so wirst du sehen) oder: „Käme er(!), da gäbe ich ihm das Buch" (= wenn er käme, so gäbe ich ihm das Buch) oder: „Kommst du heute(?), da freue ich mich" (= wenn du heute kommst, so freue ich mich). Und wie oft werden nicht selbständige Frage- und Begehrungssätze in die Rede eingefügt? Wieviel häufiger begegnet man in der schriftlichen Darstellung des Volks Frage- und Ausrufezeichen als in der des höheren Stils? Gibt es doch eine ganze Reihe von Umstandswörtern, die aus Fragesätzen hervorgegangen sind.

Wo wir das Wort schnell verwenden, heißt es in der Mundart nicht selten: was hast du? was kannst du? (z. B. sie jagten was hast du? was kannst du? auf der Straße hin).[1]) Eine ähnliche Wendung, die in gleichem Sinne verwendet wird, ist: Hast du nicht gesehen?, z. B.: Er zog den Rock an und, hast du nicht gesehen? war er auch schon zur Tür hinaus. In Thüringen hört man die Frage: wann war's? für einmal, irgend einmal, z. B. ich ging, wann war's? in die Stadt. Sogar Hauptwörter werden ab und zu auf diese Weise umschrieben; z. B. mach einmal deine Löffel ordentlich auf und streng deinen Verstehst du mich (= deinen Verstand) ein bißchen an. Etwas anders liegen die Dinge in Sätzen, die als Ausrufe aufzufassen sind, z. B.: Ich habe wie lange (!) auf dich gewartet.[2]) Hierher gehört auch die Wendung „wer weiß wie" im Sinne von sehr, z. B.: Der Steinklopfer schlug auf seine Steine los, daß die Stücke wer weiß wie weit umherflogen. So ist auch die Neigung begreiflich, auf eine Frage oder einen Befehl mit einer Frage zu antworten, z. B. A.: Kannst du mir ein bißchen helfen? B.: Warum denn nicht? oder A.: Mach das nicht! B.: Was? Ich soll das nicht machen?[3])

Dazu kommt der häufige Gebrauch von Infinitiven und Partizipien an Stellen, wo man eine finite Verbalform erwartet. Sie beleben namentlich dann die Rede, wenn sie zur Darstellung eines Vorgangs nicht einzeln gebraucht, sondern wenn mehrere miteinander verbunden werden, wie: „Ich aufspringen, in die Schuhe fahren, nauslaufen und den Kerl packen

1) In Leipzig sagt man dafür: was hast du? was läufst du? (vgl. Albrecht, Leipziger Mundart, S. 233), in Thüringen: was gibst du? was hast du? oder umgekehrt: was hast du? was gibst du? (vgl. Hertel, Thüringischer Sprachschatz, S. 115), holsteinisch: hast du nicht? kannst du nicht?

2) Selbst im dichterischen Gebrauch läßt sich dies nachweisen, z. B. bei Goethein den venetianischen Epigrammen: „Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben? Nichts, ich habe, wie schwer, meine Gedichte bezahlt."

3) Vergleiche auch folgende Sätze: „Ich brauchte Geld, aber woher nehmen und nicht stehlen? Was half's weiter? Ich mußte es beim Juden borgen."

war eins“ oder: Ich aufgeſprungen, in die Schuhe gefahren, nausgelaufen und den Kerl gepackt, das war in einem Augenblick gemacht. Die Erzählung wird oft zu einer kleinen dramatiſchen Szene, in der den Perſonen zugerufen wird, was ſie tun ſollen, während die Ausführung der Handlung nicht beſonders zur Anſchauung gebracht wird, z. B.: „Und nun entkleidete ſie ſich haſtig, und raſch ins Bett und die große Decke übers Ohr gezogen.“ Ähnlich verhält es ſich mit den Interjektionen, über die Behaghel, Deutſche Sprache, 2. Aufl., S. 311 ſagt: Höchſt merkwürdig erſcheint es, daß Interjektionen als Mittel der Erzählung verwendet werden können. „Da dachte der Star: Ich habe jetzt ſchon ſo viel gelernt, daß ich in der Welt fortkommen kann, und huſch zum Fenſter hinaus“ (Hebel). Daß das erzählende Präſens beliebt iſt, verſteht ſich nach dem Geſagten ganz von ſelbſt; doch bedarf es der Erwähnung, daß auch für das Futur in der Regel das Präſens eingeſetzt wird, namentlich wenn ein zeitbeſtimmendes Umſtandswort hinzugefügt iſt wie „bald“ u. a.; z. B. ich ſchreibe dir bald = ich werde dir bald ſchreiben.

Ein weiteres Mittel, die Sprache zu beleben, liegt beim mündlichen Ausdruck in der Wortſtellung. Nicht nur kann faſt jedes betonte Wort an den Anfang oder an den Schluß gerückt werden, d. h. an die Stelle, die den meiſten Nachdruck im Satze hat, wie meiſt auch in der Schriftſprache, ſondern es kommen in der Mundart auch Verſchiebungen vor, die dem geſchriebenen Deutſch fernliegen. Hierher gehören Ausdrucksweiſen wie das bayriſche: „das wenn ich wüßte“ oder die weitverbreitete Fügung: „Kam da neulich ein Mann zu mir“ (= ein Mann kam neulich zu mir), die wir ſchon oft in der dem Volksmund abgelauſchten Darſtellungsweiſe der Lutherſchen Bibel finden. Vor allem aber zeigt ſich die Erregtheit und Lebhaftigkeit des Ausdrucks in den beim Affekt herausgeſtoßenen Wendungen: „Wo willſt du hin, Menſch, unglücklicher, ſo ein Hund verdammter, du Eſel dummer, du Spitzbube verfluchter“ uſw., wo das Eigenſchaftswort ganz gegen den ſonſtigen Gebrauch von ſeinem Subſtantiv losgelöſt und nachgeſtellt wird.

Auf etwas anderes, hierher Gehöriges macht H. Wunderlich aufmerksam in seiner Schrift über „unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung" S. 134 im Anschluß an folgende Stelle aus Goethes Egmont: „Laß mich schweigen! Laß mich dich halten! Laß mich dir ins Auge sehen, alles drin finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer! Sage mir, sage! Ich begreife nicht, bist du Egmont, der große Egmont, der so viel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hangen?" Er führt dabei aus: „Wir finden hier die beiden Hauptformen, in denen sich die Lebhaftigkeit der Rede betätigt, beisammen; wir sehen, wie ein Vorstellungsinhalt aus einzelnen Zügen zusammengetragen wird oder in einzelne Züge auseinanderfällt, und anderseits gewahren wir, wie leicht die Rede ihre Richtung wechselt und wie sie sich dem Ziele mit Quersprüngen und auf Umwegen nähert." Zugleich gibt uns diese Stelle Aufschluß über die Vorliebe für gewisse Bindewörter: In „Trost und Hoffnung und Freude und Kummer" tritt uns ein Polysyndeton entgegen, wie es nicht nur in der Kindersprache beliebt ist, die ja fast jeden Satz mit und verknüpft, sondern auch im täglichen Leben so oft beobachtet wird. Sehr bedeutend ist ferner die Neigung entwickelt, die Gegensätze zu markieren, selbst da, wo es in der Schriftsprache nicht geschieht, z. B. da, wo noch nichts vorausgegangen ist, bei Eröffnung eines Gesprächs oder bei einem Zuruf. So kann recht wohl jemand zu einem Bekannten, den er trifft, sagen: „Aber heute ist es heiß", oder: „Aber du kriegst Prügel, wenn du heim kommst." In jenem Falle schwebt etwa der Gedanke vor: „Ich hatte auf kühleres Wetter gerechnet", in diesem der andere: „Du denkst vielleicht, daß du straffrei ausgehst."

Fällt schon der Gebrauch dieser Bindewörter zum Teil in das Gebiet des Wortschatzes, so noch mehr die häufige Verwendung der Ausrufewörter. Interjektionen wie ach, ei, i, o u. a. sind im mündlichen Verkehr an der Tagesordnung, ja nicht wenige von diesen Empfindungswörtern haben sogar die Geltung von Substantiven erhalten. So kann etwas im Hui

geschehen, jemand in ein Hallo ausbrechen, auf eine Juchhe gehen[1]), einen Haiho machen[2]), einen Haha aufsuchen[3]). Und wie oft wird nicht ein Gespräch oder der Teil eines Gesprächs eingeleitet mit Imperativen wie sich (= sieh), guck, hör und anderen Imperativen, die fast die Geltung von Interjektionen angenommen haben! Von solchen Belebungsmitteln der Rede ist kein weiter Sprung zu den Beteuerungsformeln, die das Volk gleichfalls außerordentlich liebt. Über sie sagt der S. 98 genannte Gewährsmann a. a. O. S. 51: „Mit den Anredeformen sind, was deren interjektionale Natur betrifft, aufs engste verwandt die Anrufungen Gottes und der Heiligen sowie die entgegengesetzten des Teufels, die Schwüre und die Verfluchungen. Je tiefer die soziale Schicht liegt, deren Umgangssprache wir ins Auge fassen, um so breiteren Raum nehmen diese darin ein. Darum gehören auch sie zu dem Inventar, das die Sturm- und Drangzeit wieder in die Literatur einführte, und darum gehören sie auch zu den Gerichten, die das neue Drama mit besonderem Behagen wieder aufwärmt. Wir treten hier gerade bei den Neueren mehr einer Manier als einem Drange nach Wahrheit entgegen und können uns im wesentlichen mit den Worten bescheiden, die schon der junge Goethe (Hirzel-Bernays I, S. 352) über Lenz an Salzmann richtet: „Wenn gemeine Leute streiten, ist die Exposition der Gerechtsame sehr kurz, es geht ins Fluchen, Schimpfen und Schlagen über, und der Vorhang fällt zu. Leute von Sitten werden höchstens in einem Anfall von Leidenschaft in einen Fluch ausbrechen."

Endlich wird der Rede noch besondere Lebhaftigkeit durch die Modulation der Stimme und den Tonfall, durch das bald raschere, bald langsamere Tempo des Vortrags, kurzum durch alle die Mittel verliehen, über die das mündliche Wort verfügt.

1) d. h. einen Berg, nach dessen Ersteigung dem Herzen unwillkürlich ein Juchhe! entströmt.

2) schwäbisch für einen Lärm machen.

3) Aussichtspunkt in Westdeutschland.

11.

Bequemlichkeit.

Der Trieb zur Bequemlichkeit ist dem Menschen in hohem Grade eigen, körperlich wie geistig. Wenn er sich längere Zeit Zwang hat antun müssen, dann freut er sich darauf, die Fesseln abzustreifen und sich's für längere oder kürzere Zeit bequem zu machen. Ähnlich verhält sich's auf sprachlichem Gebiete. Man kann nicht immer im Staatskleide einhergehen, sondern zieht daneben das bequeme Hauskleid an, und selbst Persönlichkeiten wie Goethe und Schiller lassen sich in ihren Briefen gehen und bedienen sich hier einer Ausdrucksweise, die der Umgangssprache näher steht. So finden wir im Bereiche des gesprochenen Wortes verschiedentlich die Zeichen einer größeren oder geringeren Abspannung, zunächst betreffs der Laute und Silben. Zeit ist Geld; darum sucht man lange Wörter im täglichen Verkehr abzukürzen oder sich in anderer Weise mundgerecht zu machen. Dieses Streben ist uralt, hat sich aber bis zur Gegenwart erhalten, und so findet man denn noch heute im Volksmunde eine große Zahl von Ausdrücken in dieser Weise verstümmelt; selbst vor den sonst unantastbaren Namen gibt es hier keine Scheu, besonders müssen sich Ortsnamen gefallen lassen, daß man sie sich nach Bedürfnis ummodelt. Dabei ist der auf der Stammsilbe liegende Hochton oft von namhaftem Einfluß. Wir können noch vielfach die ältesten Formen urkundlich nachweisen und so die Umwandlung deutlich verfolgen. So liegen im Regierungsbezirk Merseburg die Ortschaften Reinsdorf, Eilwersdorf und Meinersdorf. Sie heißen um 800 Reginheresdorpf, Engilwardesdorpf und Meginrichsdorpf, sind also benannt nach den Gründern Reginher, Engelward und Meginrich. Aber schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts treten uns dafür die kür-

zeren Formen Reginsdorf, Eilwartesdorf und Meinrichesdorf entgegen, aus denen dann die jetzigen hervorgegangen sind.

Auch die Personennamen sind in mannigfacher Weise umgestaltet worden. Die von Haus aus fast durchweg zweistämmigen Formen haben im Laufe der Zeit vielfach sogenannte Kurz- oder Koseformen erhalten, in denen die zweite Hälfte ganz oder teilweise unterdrückt worden ist. Wie wir noch jetzt Elisabeth zu Elli, Betti usw. verkürzen, so schuf man schon vor Jahrhunderten aus Kunibert Kuno, aus Hugibald Hugo, aus Thietmar Thiemo, aus Konrad (Kuonrad) Kuno. Dasselbe gilt von Bildungen auf —z wie Heinz = Heinrich, Fritz = Friedrich a. ä.[1])

Das gleiche Streben nach Bequemlichkeit hat auch bei anderen Wortgattungen zur Unterdrückung der zweiten Hälfte des Kompositums geführt. So sagt man gern Heide für Heidekraut, Runkel für Runkelrübe, Hammer für Hammerwerk, Jacht für Jachtschiff, Korn für Kornbranntwein, Mosel für Moselwein, Selters für Selterswasser, Bock für Bockbier, Schlacke für Schlackwurst, Kneipe für Kneipschenke, Lotse für Lotsmann (= Geleitsmann), Klops für Klopffleisch, Dampfer für Dampfschiff, Kreuzer für kreuzendes Schiff, Einakter für einaktiges Stück, Einspänner für einspänniges Fuhrwerk, Obster für Obstpächter, Eisenbahner für Eisenbahnbeamter, Schnapser für Schnapstrinker, Schnauzer für Schnauzbart usw.[2])

---

1) In beschränktem Maße findet man dies auch bei Tiernamen, z. B. bei Wanze = Wandlaus.

2) Vgl. die Fremdwörter Kilo = Kilogramm, Dynamo = Dynamomaschine, Aut = Automobil, Sarg = Sarkophag, Chromo = Chromolithographie. Ab und zu wird auch eine oder die andere Mittelsilbe geopfert, so bei kornblau = kornblumenblau, Schnitthändler = Schnittwarenhändler, Pappenstiel = Papenblumenstiel = Pfaffenblumenstiel, oder der Wortanfang gekürzt wie bei Nuster (z. B. hessisch, thüringisch) = Paternoster. Auch für ein Zeichen der Bequemlichkeit kann es gelten, daß in neuerer Zeit, nach Schopenhauers Behauptung (Parerga § 281) besonders seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, kurze Abstraktbildungen ohne Endung oder

Auf demſelben Prinzip beruht die Unterdrückung nebenſächlicher Wörter in der Rede des tagtäglichen Lebens. Vielfach fallen die Präpoſitionen weg, z. B. erwartet man einen Freund Schlag vier, dreiviertel acht, drei Uhr dreißig, Punkt halb, wo es doch vollſtändig heißen ſollte: mit oder auf den vierten Schlag (der Glocke), dreiviertel auf acht Uhr, um drei Uhr dreißig Minuten. Wir fahren mit dem D-zug oder mit der Elektriſchen ſtatt mit dem Durchgangszug oder mit der elektriſchen Eiſenbahn, wir wünſchen einander Mahlzeit (= geſegnete Mahlzeit) und begrüßen uns mit Morgen (= guten Morgen), trinken einen Schoppen neuen oder alten (Wein) und ſagen das iſt nicht ohne (= das iſt nicht ohne Grund; ſchon für 1603 nachgewieſen von Ph. Keiper in einer pfälziſchen Schulordnung; vgl. Lyons Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht 1903, S. 655). Und wie oft hört man in der Unterhaltung Wendungen wie er muß nach Jena (= er muß nach Jena reiſen), er kann ſein Gedicht (= er kann ſein Gedicht aufſagen), er will naus auf die Gaſſe (= er will hinaus auf die Gaſſe gehen), er darf mit nach Berlin (= er darf mit nach Berlin fahren), er iſt weg (= er iſt weggegangen), du biſt aber lange (ausgeblieben), er wird wieder (geſund), tu dich nicht (ſo groß), er weiß ſich aber (groß) u. a. Sogar das Subjekt des Satzes kann fortfallen, namentlich in ſtehenden Formeln und Ausdrücken, bei denen kein Zweifel entſteht, was dabei ergänzt werden muß. So verſchluckt man im gewöhnlichen Leben häufig „ich“ in der Verbindung ich danke, ich bitte, ich habe die Ehre, ich erlaube mir; ſo läßt man das Wort Gott gern unausgeſprochen in Wendungen wie behüte (Gott mich davor!), bewahre (Gott mich davor!), g(e)nade dir (Gott! = ſei dir

---

höchſtens mit der Endung —e üblich geworden ſind, die ſich an die Stelle von Gebilden auf ung, heit uſw. gedrängt haben, z. B. Nachweis = Nachweiſung, Vollzug = Vollziehung, Freimut = Freimütigkeit, Betracht (z. B. in Betracht kommen = in Betrachtung kommen), Maßgabe = Maßgebung, nur daß dieſe mehr aus dem Munde der Gebildeten gehört werden.

Gott gnädig). Andere Satzteile fallen fort bei: Kopf weg!, weiß Gott!, nur ruhig Blut!, nur Mut!, nur zu!, wart, ich will euch!, Unsinn! usw.

Nicht selten unterdrückt man ganze Sätze. So spricht man von einem aus Haupt- und Nebensatz bestehenden Gefüge oft nur den einen Teil aus und überläßt es dem Hörer oder Leser, sich den anderen hinzuzudenken. Ellipse des Nebensatzes beobachten wir z. B. bei Wendungen wie: er wäre für mich durchs Feuer gegangen (wenn ich es verlangt hätte), er ist gar nicht so dumm (wie er aussieht oder wie man glaubt), ihr macht einen Lärm (wie er selten vorkommt), Ellipse des Hauptsatzes in folgenden Fällen: nein, daß mir das passieren mußte (ist schrecklich), daß du hier bleibst (will ich dir raten), daß du dich nicht rührst (befehle ich dir), warte nur, wenn ich nauskomme (werde ich dich durchhauen), wo nur der Kerl bleibt (kann ich mir gar nicht denken), ja, wer's so gut hat wie du (der kann lachen).

Wieder eine andere Art, sich's mit dem sprachlichen Ausdruck bequem zu machen, besteht darin, daß man ein allgemeines Wort in allen möglichen Verhältnissen gebraucht, wo man eigentlich ein spezielleres verwenden sollte. Wie sich das Volk mit besonderer Vorliebe in stehenden Redensarten, sprichwörtlichen Wendungen, fest geprägten Formeln bewegt, bei denen es nicht viel zu denken braucht, sondern die es für alle möglichen Verhältnisse gleich bei der Hand hat, so bevorzugt es auch einzelne Verba. Ein sehr beliebtes Wort ist machen; es hat eine so verblaßte Bedeutung, daß es für eine ganze Reihe von Arten des Tuns eintreten kann. So macht man nach Berlin anstatt dahin zu reisen, ferner macht man in Zigarren (= handelt damit als Reisender), macht man Holz anstatt es zu spalten, macht man Gurken ein anstatt sie einzulegen, macht man sich Geld anstatt es zu verdienen, macht man lange (= gebraucht viel Zeit zu etwas), macht man jemand zum Vorstand einer Gesellschaft (= wählt ihn dazu), macht man einen herunter (= schilt ihn), Ferner sagt man: Was machst du? (= wie geht es dir?),

er macht sich (= schlägt in seinem Fache tüchtig ein), er wird es nicht lange mehr machen (= nicht lange mehr leben), er macht sich davon, er macht sich aus dem Staube (= er geht weg), mach's gut! (= leb wohl), mach's kurz, mach's gnädig! (= halte dich nicht lange auf, zeige dich wohlwollend), ein gemachter Mann (= ein Mann, der, und zwar meist durch eigenes Streben, in die Höhe gekommen ist), etwas abmachen (= bezahlen), eine Tür aufmachen oder zumachen (= öffnen oder schließen), mach, daß du fortkommst.[1]) Auf syntaktischem Gebiete gibt es ähnliche Verhältnisse. So wird z. B. in Südwestdeutschland das relative Adverb „wo" für alle Geschlechter und Kasus von welcher eingesetzt: der Mann (oder die Frau), wo gestern hier war, gefällt mir gut; das Kind, wo ich neulich gesehen habe usw. So läßt sich also nicht bestreiten, daß in breiten Schichten des Volkes auf verschiedenen Gebieten des Sprachlebens ein Mangel an geistiger Spannkraft hervortritt, der sich in mannigfacher Weise äußert.

1) Ähnlich ist es im Latein: hier hat facere in der Umgangssprache und im Vulgäridiom die Bedeutung schätzen (aestimare); es steht im Volksmunde für reisen (z. B. se facere Romam), als medizinischer Ausdruck im Sinne von helfen und dienlich sein, ferner in obszöner Bedeutung für coire und cacare. Sero facit entspricht dem französischen il se fait tard; nunquam fecit tale frigus (Augustin, Sermon. 25, 3) dem französischen il n'a jamais fait aussi froid, divitias ex aliqua re facere (Plautus: sich Geld machen), nescit, quid faciat huic homini oder hoc homine (Plautus: er weiß nicht, was er mit dem Menschen machen = anfangen soll) usw.

12.

Freiheiten der Volkssprache.

Wie ein frei und ungehemmt dahinfließender Strom viel leichter über seine Ufer tritt als ein durch hohe Dammbauten gezügelter, so durchbricht auch die Volkssprache leicht die Schranken, die ihrer gemesseneren Schwester gezogen sind. Sie kümmert sich wohl um die Logik und betrachtet als oberstes Gesetz mündlicher Darstellung die Verständlichkeit, aber sie spottet in der Art der Darstellung oft der Fesseln und geht ihre eigenen Wege. Zunächst sucht sie in mancher Beziehung Einklang zwischen dem natürlichen und dem grammatischen Geschlechte herzustellen, unbekümmert um die Satzungen der Gelehrten, lediglich psychologischen Prinzipien Folge leistend. So gibt es zu dem sächlichen Hauptwort „das Ding" in verschiedenen Mundarten männliche und weibliche Nebenformen, die besonders gebraucht werden, wenn man den Namen einer Person nicht kennt oder sich nicht genau darauf besinnen kann: der Ding und die Ding oder mit Endungen versehen: der Dinkert (Dingskirch), die Dingin. Ebenso bildet man hier und da, z. B. in Tirol die weibliche Form die Menschin, die sich in dem Scherzwort „Der Mensch denkt, die Menschin lenkt" sogar viel weiter verbreitet hat. In Mitteldeutschland ist es vielfach üblich, einen ungezogenen Knaben der Unart, einen hoffärtigen Mann der Hoffart zu nennen, als ob diese abstrakten Substantiva männliches und nicht weibliches Geschlecht hätten. Daß zu die Polizei ein Maskulin der Polizei besteht zur Bezeichnung eines einzelnen Polizisten, darf den nicht befremden, der weiß, daß das lateinische pater, Vater bei uns jetzt allgemein in männlicher und weiblicher Form gebraucht wird, um den Taufpaten oder die Taufpatin zu bezeichnen.

So ist es im Volksmunde auch allgemein üblich, Fräulein, wenn es vor einem weiblichen Namen steht, als Feminin zu behandeln, z. B. die Fräulein Winter; doch geht man hier noch weiter; denn auch ohne Namensangabe wird das Wort so verwendet, z. B. in Österreich, wo die Handarbeitslehrerin vielfach die Fräulein oder die Strickfräulein heißt.

Ein anderes Gebiet, auf dem sich die freie Bewegung der Volkssprache kundgibt, ist das der Wortbildung. So hat diese z. B. die Möglichkeit, von jedem Hauptwort mit Hilfe der Vorsilbe be- ein Zeitwort zu schaffen, wie folgende Beispiele erkennen lassen: Der kleine Hans macht sich unbefugt mit dem Barometer oder mit dem Klavier zu schaffen. Da sagt der erzürnte Vater, um ihn davon abzubringen: Ich will dich gleich bebarometern oder: ich will dich gleich beklavieren. Dasselbe gilt, wenn sich Fritz auf dem Blaserohr oder der Knallbüchse unnütz macht. Da heißt es: Wart, ich will dich beblaserohren oder beknallbüchsen. Und wenn die kleine Anna gern Schokolade essen möchte und sie nicht bekommen soll, da gibt ihr die Mutter zur Antwort: Ich will dich gleich beschokoladen. In ähnlicher Weise werden Partizipien der Vergangenheit mit der Vorsilbe „aus" gebraucht, wenn man sagen will, daß eine Handlung oder ein Zustand vorüber ist. Wenn die Kirchweih zu Ende ist, sagt man: Es hat sich nun ausgekirmst, und wenn jemand als Herr Bürgermeister angeredet wird, der es nicht mehr ist, da kann er erwidern: Es hat sich nun ausgebürgermeistert. So erzählt Albrecht in seiner Schrift über die Leipziger Mundart von einer Frau Schubert, die einst aus Versehen mit ihrem Mädchennamen Meyer angeredet wurde und dies mit den Worten zurückwies: Es hat sich ausgemeiert, jetzt wird geschubert.[1])

Mehr in das Gebiet der Wortbiegung und der Syntax gehören Verbindungen attributiver Eigenschaftswörter mit zusammengesetzten Hauptwörtern, in der Weise,

1) Vgl. auch Wendungen wie: er hat sein Geld verballt, verfiakert, verpragduxert (= in Prag-Duxer Eisenbahnpapieren angelegt), verluftballont, verkatet usw.

daß jene sich nur auf den ersten Teil von diesen beziehen. Wie Friedrich der Große an eine Berliner Kaserne die Aufschrift anbringen ließ: Reitende Artilleriekaserne statt Kaserne der reitenden Artillerie, so spricht das Volk (und oft sogar der Gebildete) von einer guten Stubentür (= Tür der guten Stube), einem gebackenen Birnenmanne (= einem aus gebackenen Birnen hergestellten Manne), einem wilden Schweinskopfe (= Wildschweinskopf), einem roten Ochsenwirt (= Wirt zum roten Ochsen), einem silbernen Hochzeitsgeschenk (= Geschenk zur silbernen Hochzeit), einem ausgeknaupelten Kirschkuchengesichte (d. h. einem blatternarbigen Gesicht, das aussieht wie Kirschkuchen, aus dem die Kirschen herausgeknaupelt, d. h. herausgegessen sind), einem geräucherten Fischladen, der sauren Gurkenzeit (= der Zeit der sauren Gurken oder der Sauergurkenzeit), einem armen Sünderstuhl (= Armesünderstuhl) u. a. Bezeichnend ist der Fall, den Polle von einem sächsischen Dorfe erzählt. Dort gab es einen Bauer namens Hase, der zum Unterschiede von gleichnamigen Dorfbewohnern nach einem bei seinem Gehöft stehenden Nußbaum gewöhnlich Nußbaumhase genannt ward. Das ärgerte ihn und er ließ den Baum fällen. Die Folge davon war, daß er nun der abgehackte Nußbaumhase hieß.

Ungebundenheit zeigt sich auch auf dem Gebiete der Wortbiegung. Während die Schriftsprache wohl Haupt-, Eigenschafts- und Fürwörter dekliniert, wandelt die Mundart unter Umständen ruhig auch Adverbien ab. Da man sagt: das Fenster ist zu (= geschlossen), so redet man auch von einem zuen Fenster. Dementsprechend kann man die Leute sagen hören: ein entzweier Topf, ein durcher Käse (= durchgebrannter Käse), ein sehrer Spaß, satte Freude (= Freude genug), ein uriger Kerl (vgl. die Vorsilbe ur- in urwüchsig), ein wehes Bein, ein balder Bekannter, ein extraes Vergnügen, ein apartes Kleid. Sogar Beteuerungen wie Sakrament! werden mit Biegungsendungen versehen und zu

n ausgestaltet wie ein sakramentschter Kerl, ein
lotschter Bengel, ja sogar ein Zeitwort wird in dieser

Weise behandelt, nämlich das lateinische prosit, es nütze, es möge nützen. Denn wenn ein Dienstmädchen den Teller mit dem Fleische oder die Schüssel mit dem Gemüse fallen läßt, so hört man sagen: Da liegt die ganze proste[1]) Mahlzeit. Ähnlich verhält es sich, wenn zwei Wörter vor einem Substantiv stehen, die einander nicht beigeordnet sind, sondern von denen das erste dem zweiten untergeordnet ist, eine adverbiale Bestimmung dazu bildet. Während es in der Schriftsprache lauten muß: ein recht schlechtes Leben führen, hört man in weiten Kreisen des Volkes dafür sagen: ein rechtes schlechtes Leben führen; ferner: wir kriegen kein rechtes warmes Essen (= kein recht warmes Essen), ein ganzer grober Flegel, er hat mir hölliſche gute Worte gegeben, der Wirt hat echtes bayrisches Bier. Dabei kann auch das zweite Wort, wenn es allgemeiner Art ist und sich leicht ergänzen läßt, unterdrückt werden, z. B. in Thüringen, wo man sagt: der nimmt sich immer schreckliche Zeit (= schrecklich viel Zeit, d. h. sehr viel Zeit), du hast furchtbare Geduld (= furchtbar viel Geduld), ihr habt rechte Birnen in euerem Garten (= recht viel Birnen).

Ein nur in der Volkssprache bezeugter Gebrauch ist es, wenn an der Konjunktion oder an dem Fragewort, welches den Nebensatz einleitet, bereits die Person des Zeitwortes angedeutet wird, was in vielen Gegenden Deutschlands geschieht, und zwar besonders bei der zweiten Person der Einzahl und bei der zweiten und dritten der Mehrzahl; doch kommt es auch in der ersten Person der Mehrzahl vor, z. B. im böhmischen Dialekt. So heißt es im Altenburgischen: ich weiß nicht, obs du Lust hast, obd er (ihr) wollt, obn se (sie) mitgehen.

Ziemlich ungebunden ist auch die Verwendung der Verneinungswörter, die des Nachdruckes halber doppelt, ja dreifach gesetzt werden können, ohne einander aufzuheben. Ganz der Volksart entspricht eine Stelle in Angelys Lustspiel „Das Fest der

1) Hervorgegangen aus prosit (die Mahlzeit), aber als dekliniertes Adjektiv empfunden.

Handwerker". Als da einer der Gesellen seine Kameraden in gezierter Weise, wie sie meinen, fragt: „Hat keiner Schwamm?" geben sie ihm keine Antwort. Da wiederholt er seine Frage in der Form: „Hat keiner keinen Schwamm?", wiederum ohne einer Antwort gewürdigt zu werden. Erst als er zum dritten Male die Frage in der Form stellt: „Hat denn keener keenen Schwamm nich?", sagt ihm einer, warum er denn nicht gleich ordentlich deutsch geredet habe.[1]) Zu beachten ist, daß die Volkssprache auch noch in einigen anderen Fällen eine zweite Verneinung setzt, wo sie von der heutigen Schriftsprache verworfen wird. Wie der Franzose sagt je crains qu'il ne tombe malade, so kann auch im Deutschen nach den Zeitwörtern, in denen sich eine Verneinung versteckt, eine zweite Verneinung gesetzt werden. Solche Wörter sind fürchten, warnen, verbieten, leugnen, bezweifeln, bestreiten, abhalten, hindern, wehren, sich hüten, sich wahren u. ä. So singt Paul Gerhardt nach Art des Volkes:

Heut als die dunkeln Schatten
Mich ganz umgeben hatten,
Hast du, o Gott, gewehret,
Daß mich kein Leid versehret.

Auch in den Komparativen und gleichwertigen Ausdrücken (größer, zu groß, ehe, bevor u. ä.) steckt eine Verneinung, und deshalb ist in der Mundart auch nach diesen eine zweite Verneinung gestattet. So sagt schon Luther Hebr. 4, 12: Schärfer denn kein zweischneidig Schwert und Schiller, Künstler, Vers 134: Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen.[2])

Und wieviel Freiheit ist nicht in der Syntax auch sonst vorhanden! Wie oft wird nicht ein Nominativ unabhängig von der Konstruktion an die Spitze des Satzes gerückt und dann durch ein Fürwort in einer ganz anderen Form wieder

1) Über diese gehäufte Verneinung handelt sehr gut R. Hildebrand, Gesammelte Aufsätze, Leipzig 1890, 214 ff.

2) Vgl. Emil Grosse, Schillers Künstler, Berlin 1890, 80; Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, 6. Aufl. 193 ff.

aufgenommen! Da heißt es z. B. in Sommers Rudolstädter Klängen: Der alte Bulle von Mörl, wer sich noch auf den besinnt, dem hab' ich einmal einen rechten Streich gespielt. Wie ungebunden ist endlich die Wortstellung! Man kann sagen: der Brief dort, das Fest am Sonntag, aber man pflegt zu schreiben: der dort liegende Brief, das am Sonntag abgehaltene Fest. Bei dem Sprechenden kann es heißen: er wagt sich hinaus aufs Meer, er steht auf vom Boden, er ist demütig in seinem Herzen; bei dem Schreibenden heißt es in der Regel: er wagt sich aufs Meer hinaus, er steht vom Boden auf, er ist im Herzen demütig.[1])

1) Vgl. Behaghel, Die deutsche Sprache, 2. Aufl. S. 47.

Wortverzeichnis.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Aastropfen 85.
Abendmahl 52.
abführen 68.
abgebrannt 64.
ablaufen 52.
achselführen 85.
Ackerwurz 84.
Adamsbiß 59.
Adebar 59.
Ader, musikalische 60.
Alexander d. Gr. 25.
Alma 18.
Altweiberſommer 59.
Anakoluth 109.
Anna 16.
Armbruſt 4. 84.
aufgeblaſen 69.
Ausruf 95.
Ausrufewörter 98 f.

Bär 23.
Ballade 56.
Bankrott 55.
Bartel 39.
baumeln 9.
Befehlsformen 94.
Beifuß 60.
Beiordnung 95.
Beiwörter 73 f.
Bertram 84.
Beteuerungen 77.
Blankſcheit 84.
Blechaſch 52.
Bleiſtift 53.
Bombaſt 57.
Braunheil 85.
Brennus 55.
Brille 57.
Büchſe 51 A. 56.
Bukett 55.
Bulle 57.
bummeln 9.
Butzen 87.

Devrient 36.
Ding, Dingin 105.
direkte Rede 95.
Dompfaffe 64.
doppelte Vornamen 32.
Dragoner 56.
drei 47 ff.
dürſten 83.
Düſſeldorf 51.
dumm 92.

Edgar 17.
Edmund 17.
einſacken 52.
Ekke 20.
Eloge 56.
Emilia 17.
Engelſüß 64.
Equipage 55.
Erdkreis 58.
Eumeniden 24.

Fanny 17.
faſſen 52.
fechten 68.
Feder 50.
Feldwebel 83.
Felleiſen 84.
Fenſterſcheibe 53.
Feuerſtein 36.
Firma 57.
Flor 57.
Flora 17.
Frageſatz 95 f.
Frauenſchuh 63.
Fräulein 106.
Friedhof 5.
futteragieren 85.

galvaniſcher Strom 59.
garſtiges Fieber 85.
Geburtstags-
gratulationen 77.
Geerkammer 83.
Geld 87.
gepfeffert 82.
geſalzen 82.
Geſchützнamen 40.
Geſchwätz 87.
geſchwollen 69.
Glockennamen 19.
Goldplombe 56.
Gottfried 40.
Grenadier 56.
griechiſch 5.
Gulden 50.
Gundobert 15.

Haar, kein gutes 60.
Hahn am Gewehr 83.
Hans 39.
Hartſchier 56.
Heilkräuter 29 A.
Heinrich 40.
Heißblütigkeit 59.
Helfer 83.
Hildebrand 15.
Himbeerlimonade 56.
Himmels Einfallen 60.
hochgeſchoren 62.
Hoffart 105.
Holunder 84.
Hoſtie 56.
Humor 59.
Hundstage 59.
hungern 83.

Imperativ 94.
Indianer 56.
Infaulenzia 84.
Infinitiv 95.
Jean 35.
Junggeſelle 51.

Kalender 57.
kalkulieren 57.
Kaltblütigkeit 59.
Kammertuch 84.
Kanapee 57.
Kandidat 56.
Kapelle 57.
Kardinal 64.
Karoline 40.
Kartuſche 56.
Katharine 40.
kauderwelſch 6 A.

kaufen 56.
Kellner 56.
Klopffechter 68.
Kontraſt 75 ff.
Krabate 65.
kredenzen 56.
Kreiſel 87.
Kreon 55.
Kretſchmann 84.
Kreuzer 52.
Krippenreiter 64.
Krokodilstränen 60.
Kumpan 56.
Kupfer 57.
kuranzen 63.

laden 52.
Laie 63.
Latein 5 f.
Latiniſierung von Namen 36.
Laune 59.
Leitfaden 52.
Libelle 87.
Liebſtöckel 84.
Lodderbett 83.
Lottchen 40.
Luiſe 16.

machen 103 f.
Magnet 57.
Maria 16.
Marienbettſtroh 63.
Marienfäden 64.
Marienkäfer 64.
Matz 41.
Mauleſel 84.
Meffert, Peter 42.
Menſch, -in 105.
Meſſing 52.
Metaphern 69 ff.
Midas 27.
Miete 39.
Minna 17.
mordſakrieren 85.
Murmeltier 84.
Muttergottesbettſtroh

Naſe 87. [63.
Naturunmöglichkeiten 75 ff.
Neujahrsgratulationen 77.
neun 45 f.
nichts 85.
Nimbus 63.
Nuſter 63.

Ochſenkreditpflaſter 85.
Olumination 84.
Ohrengel 85.
Ohrfeigen 88 f.
Onomatopöie 8 ff.
Oſterluzei 84.

Papier 57.
Papierwäſche 52.
Partizip 95. [101.
Perſonenname 31 ff.
Perſonifikation 73.
Petersſchlüſſel 64.
Plattmönch 64.
polniſch 6.
Polyphem 29.
Pommer 84.
pomadig 85.
Poſtſchwede 66.
Präſens 96.
Protokoll 57.
Prügel 88 ff.
Pumpernickel 40.
Punſch 57.

Qualle 9.
Quarantäne 57.
Quark 87.

Rahm 87.
rattenkahl 85.
Reibeiſen 52.
reineführen 85.
Reitſchule 83.
Richard 17.
Ringelreiten 83.
Robert 17.
Röſſelſpiel 83.
Roſemarie 84.
Roſenkranz 52.
Rubrik 57.
Rüpel 39.

Säge 52.
Salbader 62.
Salbung 63.
Schaukel 87.
Schimpfwörter 92 f.
Schlabbertuch 83.
Schläge 88 ff.
Schmetterling 87.
Schnauferl 83.
Schornſtein 52.
ſchuſſeln 87.
Schwede 65 ff.
Schwertnamen 19.
ſegnen 63.
ſieben 45 f.
Siechenhaus 83.
Soldat 56.
ſpaniſcher Schrecken 85.
Spiegelfechterei 68.
ſterben 92.
Stoffel 39.
Sündflut 5.

taufen 53.
Teufel 23.
Trampeltier 84.

Unart 105.
ungerade Zahl 45 ff.
Unruhe 83.

Vergleiche 72.
Verneinung 93. 108 f.
vermooſt 85.
verſchwenden 87.
Vignette 57.

Wachszündholz 52.
Wärmflaſche 52.
Werwolf 22.
Wighard 15.
Wilhelm 16.
Wolf 23.
Wortſtellung 74.
Wortwiederholung 97.

Zahlen 45 ff. [110.
Zanktippe 84.
Zapfenſtreich 64.
Zauberwörter 24.
Zeitbeſtimmungen
Zigarren 87. [75 ff.
zupfen 53.
Zylinder 87.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Für jung und alt ausgewählt von Dr. Oscar Dähnhardt. Mit Buchschmuck von Robert Engels.

In künstlerischem Umschlag geheftet je ℳ 2.—, gebunden je ℳ 2.60.

I. Aus Marsch und Heide. Niederdeutsche Gedichte und Erzählungen.
II. Aus Rebenflur und Waldesgrund. Mitteldeutsche Gedichte und Erzählungen.
III. Aus Hochland und Schneegebirg. Oberdeutsche Gedichte und Erzählungen.

„Eine liebenswürdige Gabe für alt und jung! Wir haben da eine Auswahl deutscher Dialektdichtungen vor uns, die es verdient, den Einlaß in recht viele deutsche Heimwesen zu finden als ein rechter, gemütvoller Hausschatz, die aber auch, ganz im Sinne des Herausgebers, gelegentlich im deutschen Unterrichte das Herz einer wackeren Klasse erfreuen darf. Das Buch stellt eine inhaltlich charakteristische Zusammenstellung dar, die in sich ein gutes Stück Volkskunde umschließt, eine solche, die der Knabe mit Freuden ins Herz schließt und aus welcher der Erwachsene sein Vaterland verstehen lernt. . . . Der bewährte Verlag hat für ein schönes Gewand des Buches eifrig Sorge getragen." („Gymnasium". Jahrgang XIX, 1901, Nr. 24.)

Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays. Zur Lektüre auf der obersten Stufe höherer Lehranstalten zusammengestellt von Margarete Henschke. Mit 4 Abbildungen. Preis geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.50.

. . . Die Form des Essays ist mit Vorbedacht gewählt, denn, wie Margarete Henschke in ihrem Vorwort sagt: „An diesen kleinen Meisterwerken unserer großen Schriftsteller, die so fein gegliedert, so durchdacht und planvoll angelegt und doch so lebensvoll, gleichsam mit Naturnotwendigkeit, aus einem Gedanken organisch herausgewachsen sind, lernt die Jugend nicht nur die Gesetze des Stils kennen, sondern auch die Gesetze der Komposition, äußere und innere Form weit besser als aus schematischen Dispositionsübungen und den herkömmlichen Schulaufsätzen." . . . Die Auswahl der einzelnen Stücke ist eine vortreffliche zu nennen.
(Die Lehrerin in Schule und Haus. 1900/1901. Heft 2.)

Gottfried Keller. Von Prof. Dr. Albert Köster. Sieben Vorlesungen. Mit einer Reproduktion der Radierung Gottfried Kellers von Stauffer-Bern in Hellogravüre. Geheftet ℳ 2.40, geschmackvoll geb. ℳ 3.—

„. . . Und er wollte den Dichter nicht sowohl analysieren und kritisieren, sondern schlicht erzählen, wie Keller geworden ist und warum er so und nicht anders hat werden müssen. Das hat er auf engstem Raum meisterhaft getan. Die Meisterschaft liegt aber nicht bloß in der so schweren Beschränkung auf das Wesentliche und in der aus inniger Vertrautheit mit Kellers Werken erworbenen Ruhe und Abgeklärtheit des Urteils, sondern auch in einer künstlerischen Eigenschaft des Buches. Es wirkt, wie Kunstwerke wirken, am meisten durch den Gesamteindruck; in diesem liegt das Gefühl von einer Wesensverwandtschaft des Dichters mit seinen Biographen. Auch äußerlich paßt das Buch zu G. Keller, durch seinen soliden Einband, seinen schönen Druck und seine Billigkeit, die in Anbetracht der beigegebenen Radierung von Stauffer (in Hellogravüre) auffällt."
(M. v. Greyerz i. d. Deutsch. Lztg. 1900.)

Handbuch zur Einführung in die deutsche Litteratur mit Proben aus Poesie und Prosa von C. Hentschel, G. Hey, O. Lyon. 2. Aufl. Geh. ℳ 3.60, kleg. geb. ℳ 4.60.

„Die Textbehandlung verdient vollen Beifall. Treffend ist die übersichtliche Darstellung der deutschen Litteraturentwicklung. Sie beweist, daß die Herausgeber den gewaltigen Stoff mehr als einmal durchmessen und den Faden der Entwicklung fest im Auge behalten haben. Außer dem bündigen Überblick über die besten Dichter bringen die Herausgeber das Nötigste über einzelne hervorragende. Auch das haben wir mit Vergnügen gelesen. Zum Schlusse sei endlich der Anmerkungen über Metrik und Poetik gedacht, die dem Buche zur Zierde gereichen und es neben den Erklärungen zu den einzelnen Dichtungen höchst brauchbar machen. Wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung, die es sich auch ohne unsere Empfehlung schaffen wird."
(Neuere Sprachen.)

Schriften von Professor Dr. O. Weise

aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig.

Ästhetik der deutschen Sprache. Von Prof. Dr. O. Weise. gr. 8. In Leinw. gebunden ℳ 2.80.

Die Ästhetik der deutschen Sprache beabsichtigt allen Gebildeten, die Verständnis für die Schönheiten unserer Sprache haben, ein Buch zu bieten, das an Umfang, Anlage und Ausführung zu der Schrift des Verfassers über „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen" ein Gegenstück bildet. In beiden betrachtet er das Neuhochdeutsche als etwas Gewordenes, greift daher überall auf frühere Sprachstufen zurück, in beiden sucht er nach Möglichkeit den Zusammenhang zwischen Volk und Sprache zu ergründen und sich mit Liebe in die Eigenart unserer Darstellungsmittel zu vertiefen. Aber während in der „Muttersprache" vor allem die Prosa berücksichtigt wird, tritt in der „Ästhetik" die schwungvollere Ausdrucksweise der Poesie in den Vordergrund. Denn es soll hier alles das erörtert und beleuchtet werden, was zum Schmuck der Rede dient, was im schriftlichen und mündlichen Ausdruck ästhetisch wirkt, d. h. Sinn und Herz erfreut.

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Professor Dr. O. Weise. 4. verb. Auflage. gr. 8. In Leinw. gebunden ℳ 2.60.

Diese Schrift, der vom Allgemeinen deutschen Sprachverein die höchste bisher zuerkannte Auszeichnung verliehen worden ist, hat sich vom Tage ihres Erscheinens an einer stets wachsenden Zahl von Verehrern zu erfreuen gehabt. Sie ruht auf wissenschaftlicher Grundlage, ist jedoch **gemeinverständlich** und überaus anregend geschrieben und erscheint so geeignet, **die äußerliche Auffassung vom Wesen unserer Muttersprache zu bekämpfen und die weiten Kreise der Gebildeten zu fesseln und zu unterrichten.**

Deutsche Sprach- und Stillehre. Von Professor Dr. O. Weise. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. gr. 8. In Leinw. geb. ℳ 2.—

„Das Buch ist seinem Inhalte, seiner Form, kurz seinem ganzen Gepräge nach dazu angetan, auch in Bezug auf den Erfolg in die Fußstapfen des älteren Bruders zu treten. Die kurz geschürzte und bestimmte, aber dabei nicht engherzige Art der Belehrung, die geflissentlich vermeidet, mit dem Rüstzeug der gelehrten geschichtlichen Forschung zu prunken, und die doch die wohltuende Sicherheit gibt, daß man dem Führer allewege vertrauen kann, das ist es, was Weises Bücher auszeichnet und was ihnen so viele Freunde macht." (Leipz. Zeitung.)

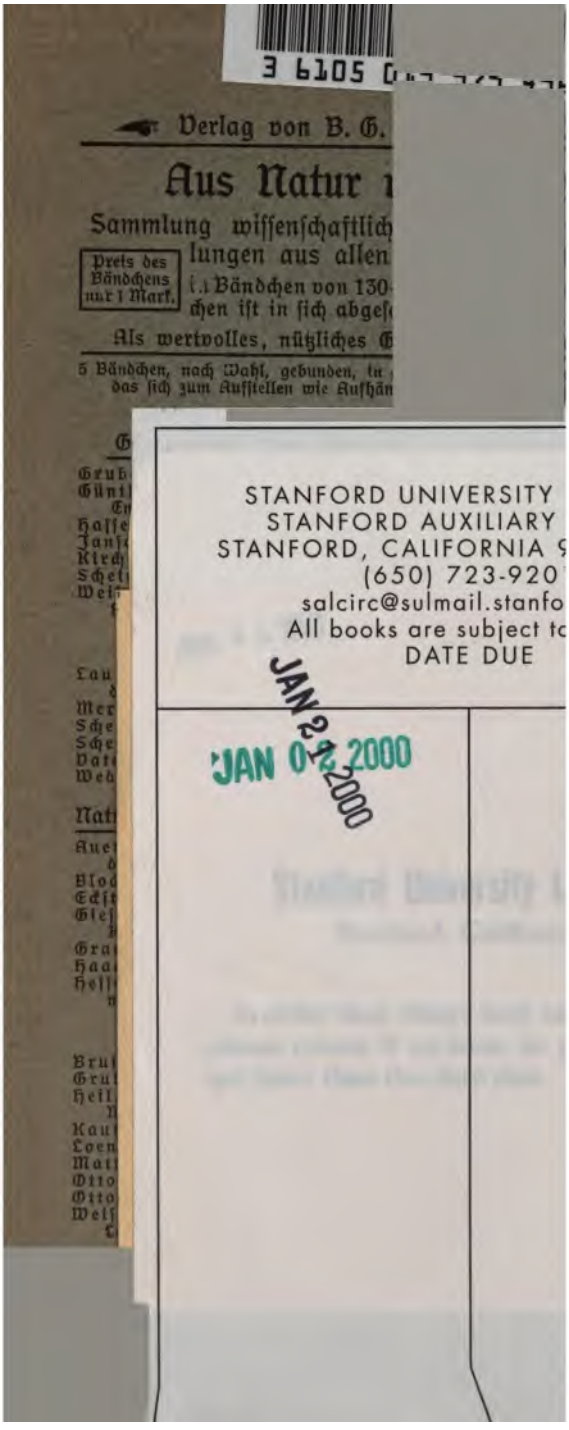
Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. Von Prof. Dr. O. Weise. gr. 8. geb. ℳ 1.40.

Die vorliegende Auswahl von Musterstücken deutscher Prosa ist in erster Linie für die oberen Klassen höherer Lehranstalten bestimmt und in zweiter Linie für alle diejenigen, denen daran liegt, ihren Stil an klassischen Proben zu bilden, sich im Disponieren zu üben und obendrein über wichtige Dinge belehren zu lassen. Wie bei der in demselben Verlage erschienenen „Deutschen Sprach- und Stillehre" (Leipzig und Berlin 1901, S. 150 ff.) hat der Verfasser hier die verschiedensten Wissensgebiete (Geschichte und Geographie, Kulturgeschichte und Völkerkunde, Kunst und Wissenschaft) herangezogen, auch überall die Charakterzüge des Stils der einzelnen Verfasser kurz vorgeführt.

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. 2. Aufl. Reich illustriert. Geheftet ℳ 1.—, geschmackvoll geb. ℳ 1.25.

„Als ich das vorliegende Schriftchen angekündigt las, freute ich mich auf dasselbe; nachdem ich es gelesen, kann ich es für Schul-, Schüler- und Privatbibliotheken nur bestens empfehlen."
(Neues Korrespondenzblatt, Stuttgart 1899, Heft 7.)

„... ein ähnliches Buch dürfte wohl nicht existieren, in welchem die allmähliche Vervollkommnung der einschlägigen Erscheinungen so klar verständlich, so überzeugend und doch in so prägnanter Kürze herausgehoben sind." (Lehrer-Zeitung f. Ost- u. Westpreußen, Königsberg.)


3 6105
Verlag von B. G.
Aus Natur
Sammlung wissenschaftlich
lungen aus allen
Preis des Bändchens nur 1 Mark.
i. 1 Bändchen von 130
chen ist in sich abge
Als wertvolles, nützliches G
5 Bändchen, nach Wahl, gebunden, in
das sich zum Aufstellen wie Aufhän
STANFORD UNIVERSITY
STANFORD AUXILIARY
STANFORD, CALIFORNIA
(650) 723-920
salcirc@sulmail.stanfo
All books are subject to
DATE DUE
JAN 22 2000
JAN 0 2 2000

Schriften von Professor Dr. O. Weise

aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig.

Praktische Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze. Von Prof. Dr. O. Weise. Siebente, völlig umgearbeitete Auflage der „Praktischen Anleitung" von C. Tholenius. 8. kart. ℳ 1.60.

Die Anleitung, in erster Linie für die Hände des Schülers bestimmt, belehrt ihn über die verschiedenen Aufsatzarten, die Form des Themas, die Gliederung des Stoffes und dessen stilistische Abrundung, sie gibt ihm Aufschluß über die gebräuchlichste Gestalt der Einleitungen, Schlüsse und Übergänge, unterweist ihn, wie und was er lesen soll. Überall sind die vorgetragenen Regeln durch Beispiele veranschaulicht. Aber auch dem Lehrer wird sich das Buch als ein brauchbares Hilfsmittel erweisen; denn es ist nach den zurzeit anerkannten Grundsätzen entworfen sowie handlich und übersichtlich geschrieben.

Ästhetik der deutschen Sprache. Von Prof. Dr. Oskar Weise. gr. 8. In Leinwand gebunden ℳ 2.80.

„Daß ich es nur gleich mit einem Worte sage: ich kenne kein Buch über die deutsche Sprache, das mir so gefallen hätte, als diese neueste Gabe des bereits durch die trefflichsten Werke um unsere herrliche Muttersprache hochverdienten Verfassers; ich kenne kein Buch, das in so geschickter Weise dem Bedürfnis nach rechtem Verständnis und feinsinniger Würdigung unseres edelsten Gutes entgegenkäme und so geeignet wäre, jedem, wer es auch sei, herzliche Lust an diesem Gute und warme Liebe zu ihm zu erwecken."

(Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht. 1905. Heft 6.)

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Professor Dr. O. Weise. 5. verb. Auflage. gr. 8. In Leinwand gebunden ℳ 2.60.

„Das köstliche Buch wird sich in der deutschen Lehrerwelt mit jedem Jahre mehr einbürgern, bis dereinst auch der „abgelegenste" Amtsbruder „von der Etsch bis an den Belt" aus diesem wundersrischen Quell für seinen Deutschunterricht unverlierbaren Gewinn geschöpft haben wird."

(Sächsische Schulzeitung. 1902. Nr. 34.)

Deutsche Sprach- und Stillehre. Von Professor Dr. O. Weise. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. In Leinwand gebunden ℳ 2.—

„Seine Aufgabe hat der Verfasser in geradezu vorzüglicher Weise gelöst. Das Buch hat den großen Vorzug vor andern ähnlicher Art, daß es nicht das Gefühl der Öde erweckt, sondern von der ersten bis zur letzten Seite interessiert. . . . Den zweiten Teil des Buches bildet eine ausgezeichnete „Stillehre", in der „durch Regel und Vorbild" gewirkt werden soll. Schon allein diese „Vorbilder" sollten einen veranlassen, sich das Buch anzuschaffen. . . . Des Verfassers Wunsch, daß das Buch sich recht viele Freunde erwerben möge, wird ohne Zweifel in Erfüllung gehen."

(Rheinische Blätter, 1910, Heft 12.)

Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. Von Prof. Dr. O. Weise. gr. 8. geb. ℳ 1.40.

„. . . ein Buch, dem man viele vernünftige Benutzer wünschen muß . . . eine bescheidene Sammlung, wie die vorliegende, die durch bedeutenden Inhalt anzieht und durch kurze Hinweisungen auf das Wesentliche der darstellenden Kunst den Leser einlädt, über die Form des Gelesenen nachzudenken, ist uns erwünscht."

(Das literarische Echo. VI. Jahrg. Nr. 7.)

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Auflage. 8. Mit 20 Abbildungen. Geh. ℳ 1.—, geschmackvoll geb. ℳ 1.25.

„Das warm und verständnisvoll, frisch und anziehend geschriebene Buch ist dazu angetan, Liebe und Verständnis für die mannigfach gegliederte deutsche Eigenart, Vaterländischen Sinn und Freude an allem, was deutsch heißt, zu wecken und zu pflegen. Die reichliche Beigabe sauber ausgeführter Abbildungen von Landschaften, Städten, Bauwerken u. dgl. erhöht seinen Reiz."

(Neues Pädag. Bl., 1911, Heft 2.)